

2. DER MISSIONAR

Die Neuendettelsauer Missionare am Huongolf

Die Neuendettelsauer Missionsarbeit geht letztlich zurück auf das Wirken des mittelfränkischen Ortsfarrers Wilhelm Löhe (1808-1872). Löhe war daran gelegen, die evangelischen Glaubensbrüder in Nordamerika seelsorgerisch zu betreuen und die Gründung lutherischer Gemeinden zu unterstützen. 1849 wurde auf seine Initiative hin die „Gesellschaft für Innere Mission“ ins Leben gerufen, eine Missionsorganisation, welche die Vorläuferin der heutigen „Gesellschaft für Innere und Äußere Mission“ im Sinne der lutherischen Kirche ist. Der erste Missionar auf Neuguinea, dem damaligen Kaiser-Wilhelmsland, war Johannes Flierl, der 1886 dort seine Arbeit aufnahm.

„In unserer Lutherischen Mission in Neuguinea ging es von Anfang an darum, nach dem Vorbild des Neuen Testaments ‚Gemeinden Gottes‘ zu gründen und dadurch Kirche zu bauen“ (Wagner 1961: 12). So beginnt Hans Wagner seine Ausführungen über die Gemeindearbeit zum 75jährigen Jubiläum der Neuendettelsauer Mission. Daß dieser Anfang allerdings mit Mühsal beladen war, deutet Wagner gleich danach an, wenn er fortfährt: „Es [...] erforderte viele Jahre härtester Geduldsarbeit unserer Pioniermissionare, eine Bresche in die Finsternis des Heidentums zu schlagen“.

Zunächst stießen die Missionare der ersten Generation auf Seiten der Melanesier auf starke Ablehnung, und als ihnen von den Weißen dann auch noch Land weggenommen wurde, wuchs der Zorn. Es kann zu denken geben, wenn sich die Missionare einerseits über die „diebische Art“ (Pilhofer 1961: 73) der Melanesier beklagten, andererseits aber selbst Grund und Boden annahmen, der vormals den Einheimischen gehört hatte. Um diese Situation in ihrem historischen Kontext zu skizzieren, scheint es sinnvoll, hier einige Bemerkungen zum Verhalten von Mission und Kolonialisierung im damaligen Neuguinea einzufügen:

Abbildung 15: *Bukaua-Krieger*



Nachdem Reichskanzler Bismarck „zögernd dem anhaltenden Druck“ (Hempenstall 1982: 226) der deutschen Wirtschaft mit ihren Expansionsinteressen in der Südsee nachgegeben hatte, annektierten im Jahre 1884 die deutsche und die englische Regierung jenes Landgebiet, welches dem heutigen Papua-Neuguinea entspricht. Ein Jahr später hielten die zehn großen deutschen evangelischen Missionsgesellschaften in Bremen eine Sondersitzung ab, um die Verteilung der Missionsaufgaben in den neuen deutschen Kolonien zu besprechen¹. Im damals sogenannten Kaiser-Wilhelmsland wurde der Nordosten der Rheinischen Missionsgesellschaft und der Osten (Huonhalbinsel) der Neuendettelsauer Mission zugesprochen.

Die von Anfang an im Kaiser-Wilhelmsland angesiedelte Deutsch-Neuguinea-Compagnie, die namens der deutschen Regierung hoheitliche Funktionen wahrnahm, verlegte fünf Jahre nach ihrem Einzug in Neuguinea ihren Hauptsitz aus der unmittelbaren Nachbarschaft Finschhafens, der Neuendettelsauer Missionsstelle, in den Nordosten, wo die Rheinische Mission Madang tätig war. Diese Abwanderung geschah aus dem Grunde, daß sich die Hoffnung des Unternehmens „auf eine profitable Massenansiedlung deutscher Auswanderer“ (229) am Huongolf nicht erfüllt hatte. Folge war für die Neuendettelsauer eine gewachsene

1 Vgl. R. Pech 1989: 123.

Handlungsfreiheit, die sich noch vergrößerte, als 1891 die deutschen Verwaltungsbeamten nach einer großen Malariaepidemie aus Finschhafen abgezogen waren. Nunmehr hatten die Missionare des Neuendettelsauer Kreises ihr Gebiet am Huongolf „sozusagen ‚für sich‘“ (Ahrens 1993: 34).

Die Rheinischen Missionare mußten im Nordosten allerdings häufig zwischen der einheimischen Bevölkerung und der Kolonialverwaltung vermitteln, wozu sie, entsprechend ihrem Vertrag mit der deutschen Regierung, verpflichtet waren.² Hinzu kam, daß die Deutsch-Neuguinea-Com-pagnie sich im Missionsgebiet niedergelassen hatte und sich über die Landrechte der Einheimischen wiederholt hinwegsetzte. Im Jahr 1904 protestierten die Rheinischen Missionare gegen die „höchst suspekte Veräußerung von Dorfländereien rund um Madang“ (Hempenstall 1982: 228). Der Ärger der Melanesier aber war so groß, daß sie nicht nur das Unternehmen, sondern auch die Missionare zu attackieren begannen, doch glücklicherweise konnte der Angriff buchstäblich in letzter Minute verhindert werden.

Von solchen Querelen war die Neuendettelsauer Mission kaum betroffen, denn sie waltete ja in ihrem Gebiet fast vollständig autonom. Die auf der Huonhalbinsel geborene Missionarstochter Mara Wagner erinnert sich an größtenteils unkomplizierte Kontakte³:

„Es hat damals nur Missionare und die kaiserliche Verwaltung gegeben. Und diese Verwaltung ist mit so einem Patrouillenschiff an der Küste gefahren [...]. Die Verwaltungsbeamten sind immer wieder gekommen und haben kontrolliert, wie es ihnen geht; wie sie leben, ob sie krank oder gestorben sind, damit es geordnet ist.“

Weitergehende Kontrollen oder Restriktionen von Seiten der Verwaltungsbeamten fanden laut Mara Wagner allerdings nicht statt.

Die deutschen Missionare waren an Huongolf „die ersten und galten als diejenigen, denen man vertraute“, sagt Wilhelm Fugmann, der später, zu Beginn der dreißiger Jahre, als protestantischer Verwaltungsbeamter an den Huongolf gekommen war⁴. Diese Bewertung Fugmanns ist insofern glaubwürdig und korrespondiert mit der Untersuchung H. J. Hierys (2001: 201 ff.), als die protestantischen Neuendettelsauer und die katholischen Steyler Missionare (diese außerhalb des Kaiser-Wilhelmslands) während der Kolonialzeit wohl tatsächlich einen vorsichtigeren Umgang

2 Vgl. R. Pech 1989: 126.

3 Mitteilung im Telefonat im 15. August 2003.

4 Im Gespräch am 4. November 1994 mit Dimitri Lehner, einem Urenkel S. Lehners.

mit den Einheimischen pflegten, als es die christlichen Missionare beider Konfessionen vor der Kolonialzeit getan hatten. Laut H. J. Hiery (1995) hatten diese „von den intimsten Eingriffen in das Leben der einheimischen Bevölkerung“ (247) nicht zurückgeschreckt, und die neue Kolonialregierung hatte sich sogar gezwungen gesehen, „die Fehler und Übergriffe der Mission gegenüber der einheimischen Bevölkerung wieder auszubügeln und ein ausbalanciertes Verhältnis zu dem Melanesiern erneut herzustellen“.

Die „Toleranz“ (Hiery 2001: 201) im Umgang mit den traditionellen insularen Vorgaben auf Seiten der Neuendettelsauer wie auch auf Seiten der Steyler Missionare ist nach Auffassung des Theologen N. O. Moritz (1982) darin begründet, daß das Missionsbewußtsein in diesen späteren Jahren „schon ausgeformt und durch einen langen Weg geprägt“ (51) war.

Wenn es nun also relativ früh zu einer vergleichsweise problemlosen Annäherung zwischen den Einheimischen und den Neuendettelsauern kam, dann mögen nicht zuletzt ganz pragmatische Interessen der Melanesier mitgewirkt haben. Flierl, der wie gesagt als erster Missionar bei Finschhafen gelandet war, wurde nach P. J. Hempenstall (1982) von den Melanesiern vor allem deshalb akzeptiert, weil Finschhafen als „nächstliegende und preisgünstigste Handelsstation für Eisen, Tabak und Schmuck“ (227) war. In die gleiche Richtung zielt auch die Analyse der Ethnologin Verona Keck (1986), die ebenfalls auf die Geschäftsinteressen der Melanesier sowie auf die allgemeine Verbesserung der Bildungssituation und des Gesundheitswesens infolge der Missionstätigkeit hinweist: „Ihren Erfolg verdankten die Missionare auch ihrer technologischen Überlegenheit und ihrer Rolle als Handelspartner. Äxte, Beile, Tabak, Baumwolltücher, Perlen, Pfeifen und Messer waren begehrte Gegenstände und Tauschartikel“ (107).

Weil die Melanesier intensiven Tauschhandel mit den Missionaren führten und diese sich, um den Aufbau ihrer Gemeindearbeit voranzutreiben, dagegen keineswegs sträubten, entwickelten sich rege Handelsbeziehungen, die sogar weit über das hinausgingen, was die Wirtschaftsvertreter der Deutsch-Neuguinea-Compagnie im Nordosten des Landes erreichten. In diesem Zusammenhang kommt P. Lawrence zu dem Ergebnis, „es habe sich, wiewohl die Beziehungen zwischen Einheimischen und Missionaren insgesamt außerordentlich herzlich gewesen seien, nichtsdestoweniger um ein vollständiges gegenseitiges Mißverständnis gehandelt“ (zit. nach Ahrens 1995: 162). Ein Mißverständnis beider Parteien sei es deshalb gewesen, weil es den Missionaren eigentlich um rein religiöse Belange gegangen sei, während die Melane-

sier primär wirtschaftliche Interessen ins Spiel gebracht hätten. Jedoch waren durchaus nicht alle Missionare so naiv, wie P. Lawrence glauben machen möchte. Jedenfalls war sich Stephan Lehner sehr wohl dessen bewußt, daß er von „seinen Leuten“ auch in seiner Funktion als „*Warenlieferant*“ (1925a: 262) geschätzt wurde. Erstens aber gehörte auch die Verbesserung der materiellen und sozialen Lebenssituation der Melanesier zu den vorrangigen Zielen seines Missionsverständnisses und zweitens setzte er darauf, daß solche Beziehungen auf pragmatischer Ebene eine Brücke zu den Herzen und Köpfen schlagen könnte.

Kurz nachdem nun Johannes Flierl als erster Missionar am Huongolf angekommen war, beschrieb er in einem Brief den keineswegs freundlichen Empfang, der ihm zusammen mit seinem Glaubensbruder Karl Tremel bei seiner Landung in Simbang am 8. Oktober 1886 bereitet wurde. Dieses Datum markiert zugleich den Geburtstag der Neuendettsauer Mission. Nach Flierl war das

„Schlimmste [...], daß die Bewohner von Simbang, voran der erste Häuptling, ernsten Protest gegen unseren Aufzug erhoben. Recht häßlich benahm sich die Dorfjugend. Das Geschrei ‚du schlecht, gehe!‘, ertönte ohne Unterlaß und auch an Drohungen fehlte es nicht“ (Flierl zit. n. Pilhofer 1961: 69).

Die Neuendettsauer verstanden es als einen Teil ihres Missionsauftrages, mit solchen Anfeindungen zu leben und sogar auch lebensbedrohlichen Angriffen ausgesetzt zu sein, und man sah solche Widerstände als eine Prüfung an. Mangels Sprachkenntnissen fand auch wenig Verständigung mit den Melanesiern statt, so daß weder der Missionsauftrag noch das eigene Selbstverständnis mit den Einheimischen besprochen werden konnte. Wie man jedoch ohne Kenntnis der einheimischen Sprache das Wort Gottes verkünden konnte, war ein Problem, über das Quellen wenig explizit berichten. Auch G. Pilhofer (1961/1963) übergeht in seinem umfangreichen Werk diese Frage. Man hat davon auszugehen, daß die frühen Missionare sich mühselig und jeder mit seinen eigenen Mitteln in die fremde Sprache hineinzuarbeiten hatten.⁵

Die Verhältnisse ändern sich mit Christian Keyßer, der einige Jahre vor Stephan Lehner ins Land kam. Er war nach Flierl auf dem Sattelberg⁶ tätig und zugute kam ihm eine Sprachbegabung, die es ihm erlaubte, sich gute Kenntnisse der Kâte-Sprache anzueignen. Weil der Missio-

5 Vgl. Schütte 1995: 278.

6 Diese Missionsstation wurde Ende 1892 von J. Flierl gegründet und damit war es ihm gelungen, „in ein gesünderes Klima vorzudringen und zugleich die Mission unter den papuanischen Gebirgsvölkern [vom Stamm] der Kâte einzuleiten“ (Pech 1989: 124).

nierungsimpuls vom Sattelberg rasch auf die anderen Gemeinden überging, wurde es in den Jahren 1906 bis 1911 möglich, acht neue Hauptstationen mit Missionaren zu besetzen. Stephan Lehner, der 1906 in Bukaia gelandet war, begann also seine Arbeit auf bereits vorbereitetem Boden, weshalb er es auch leichter hatte, von den Einheimischen angenommen zu werden als zwanzig Jahre zuvor Flierl und Tremel. Nach Auskunft G. Pilhofers (1961) muß die Missionsarbeit im Jahre 1906 schon so weit fortgeschritten gewesen sein, daß ein großes Erdbeben am 15. September 1906 von den Einheimischen selbst als „Weck- und Warnruf Gottes“ (139) interpretiert wurde.

Der wachsende Missionserfolg, d.h. der gewachsene Zulauf taufwilliger Melanesier, stellte das Selbstverständnis der Neuendettelsauer Mission jedoch vor neue Fragen. So wurden aus dem Kreis der Missionare im Jahre 1905 Stimmen laut, die eine Klärung der Arbeitsweise wünschten. Doch erst zehn Jahre später wurde der Feldinspektor Karl Steck bestellt, der – nach gründlicher Vorbereitungszeit⁷ – Neuguinea bereiste, um dort den Missionserfolg zu überprüfen. Die Ergebnisse seiner Arbeit sind schließlich richtungsweisend für das Neuendettelsauer Selbstverständnis geworden. Folgendes Postulat erhab K. Steck als eine Hauptlinie der neuen Missionarsarbeit:

„Man soll ausgehen aus der Heimat, nicht bloß räumlich, sondern auch in bezug auf den ganzen Gedankenkreis der Heimat und soll eingehen nicht bloß in das neue, fremde Land, sondern auch eingehen in die neue fremde Gedankenwelt und in die Eigentümlichkeit des Volkes. Denn Gott hat nicht bloß alle Völker insofern und insoweit lieb, als die Menschen sind, sondern er hat sie in und mit ihrer ganzen Eigenart lieb“ (Steck zit. nach Fontius 1975: 88)

Stecks Bilanz war im ganzen aber im Grunde ernüchternd: Bis auf den Sattelberg sei es in keiner der Gemeinden trotz raschen Zuwachses gelungen, ein lebendiges Christentum zu leben. Die Missionare hätten sich nicht in die Denkweise der Melanesier eingefühlt, was aber notwendig sei, um sie zu erreichen. Überhaupt sei die christliche Botschaft ein Lippenbekenntnis geblieben, weil die Belehrung durch die Missionare nicht zu einer Verinnerlichung des Glaubens geführt hätte. Die Einheimischen hielten zwar nicht mehr an ihrer traditionellen Religion fest, hätten aber auch in Jesus noch keinen neuen Halt gefunden. Wohl habe man es vermocht, ihnen ihr Heidentum auszutreiben, aber an dessen Stelle sei nichts eigentlich Befriedigendes getreten:

7 Zu dieser gehörte auch die Auswertung eines an die Missionare in Übersee versandten Fragebogens.

„Die Lösung war gewesen: heraus mit den Menschen aus dem Heidentum! Das war auch verwirklicht worden. Aber dann standen sie und hatten zwar das Alte nicht mehr, aber der Ersatz faßte sie nicht, oder besser: er faßte sie nicht so, wie sie das Alte besessen und trotz all seines Grauens und Elends doch in gewissen Sinn befriedigt und beglückt hatte“ (Steck 1923: 40).

Georg Pilhofer (1963) nennt des weiteren den auf Neuguinea von den Neuendettelsauer Missionaren gepflegten Stil die „individualistische Arbeitsweise“ (35) innerhalb einer „kirchlich-pastoralen Gemeindearbeit“. Er bezieht sich damit auf die protestantische Betonung des Individuums, die aber bei den Melanesiern nicht habe fruchten können, weil dieses Volk viel stärker als die Europäer in ritualisierten Gemeinschaftsbezügen lebten. Generell habe man den Fehler begangen, eigene Glaubensinhalte auf eine fremde Kultur übertragen zu wollen, ohne sich an den ganz anders gelagerten Gegebenheiten zu orientieren. Mit den Worten Pilhofers:

„Die individualistische Weise wurde dem kollektivistisch geprägten Gemeindeorganismus nicht gerecht; sie beschränkte sich auf die Pflege des Glaubenslebens der einzelnen, woraus sich eine Einengung der Wirksamkeit auf das religiöse Gebiet von selbst ergab. Bei der pastoralen Arbeitsweise sah der Missionar sein Leitbild in den heimatkirchlichen Ordnungen und Einrichtungen, übertrug sie möglichst wirklichkeitsgetreu auf das Missionsfeld und beschritt pfarramtliche Wege. Diese Art führte zwangsläufig zum sogenannten Ein-Mann-System und bedingte kleine Stationskreise“ (35).

Eine einzige positive Ausnahme konnte Steck verzeichnen: Die Sattelberger Gemeinde, 1915 noch unter der Leitung Christian Keyßers, wo das Wort Christi die Menschen wirklich erreicht habe. Karl Steck (1923) schreibt:

„An einer Stelle in unserem Missionsgebiet wurde ungefähr von der Jahrhundertwende anders gedacht und anders gearbeitet. Das war Sattelberg mit dem Papuastamm der Kâte [...] Hier hieß es [...]: „Hinein mit dem Evangelium in die Heidenwelt!“ Hier entstand denn nun also auch wieder eine christliche Welt: es wurde eine wirkliche Menschenwelt (lutherisch) christianisiert. Diese christliche Welt nun unterschied sich erheblich von der vorhin besprochen“ (56).

Was nun den Sattelberg konkret von den anderen Gemeinden unterschied, war seine Gemeindeordnung – T. Ahrens (1993: 32) nennt sie „theokratisch“ –, die klare Erziehungsrichtlinien für die Melanesier festlegte. Außerdem, so Steck, habe man im Umfeld des Sattelbergs die Stämme als Ganzes samt ihren Führern auf die Forderungen Gottes („Anutu“ in der EingeborenenSprache) bekannt gemacht. Als die Stäm-

me sich als Kollektiv berufen gefühlt hätten, sei der Durchbruch in Form der sogenannten Stammesbekehrungen geschehen.

G. Pilhofer (1963), der selbst noch auf dem Sattelberg unter Keyßer gelernt hatte, bezeichnet den Arbeitsstil seines Vorgesetzten als „Ganzheitsmethode“ (35) im Zusammenhang mit einer „missionarisch-pädagogischen Gemeindearbeit“, die im Laufe der Jahre vorbildlich und charakteristisch für die Neuendettelsauer werden sollte.

Im folgenden soll die Verfahrensweise Keyßers anhand seiner Selbstzeugnisse skizziert werden: Zunächst ist zu sagen, daß eine gewaltige Kluft zwischen den Erwartungen Keyßers und seinem tatsächlichen Missionserfolg bestand: Zwar stieß er, wie er in seiner Publikation „Anutu im Papualande“ von 1925 (1958³) notierte, grundsätzlich auf die Kooperationsbereitschaft der Melanesier, doch fand die religiöse Unterweisung sehr bald ihre Grenzen. Es mag einige Resignation angesichts der enormen Schwierigkeiten des Taufunterrichts aus Keyßers Zeilen sprechen, wenn er die Angehörigen des Kâte-Stammes folgendermaßen charakterisiert:

„Sie begehren dringend Taufunterricht. Sie wollen nicht dumm und gottfern bleiben. Etwa zwanzig biblische Geschichten sollen sie in ihren alten, verknöcherten, jedes Lernens gänzlich ungewohnten Schädel eintrichten. An einer einzigen Geschichte mühen sie sich wochen-, ja monatelang. Es sind Menschen, über deren hoffnungslos verrammelle Gehirne selbst die braunen Gehilfen oft verzweifelt die Hände ringen“ (132).

Nun scheint es so, als habe Keyßer bald die Methodik gewechselt und zu einem Verfahren der Konfrontation, wie ich es in Anlehnung an bestimmte verhaltenstherapeutische Techniken nennen möchte, gegriffen: Als er im September 1904 zusammen mit jungen Melanesiern den von den älteren Einheimischen gefürchteten „Knochenhaufen“, einen Geisterplatz, besuchte, gab es erregte Gemüter. „Wir werden sterben müssen“ (Keyßer 1958: 44), habe der Häuptling Sane gerufen und: „Eine solche Verhöhnung der Geister des Landes ist unerhört seit unserer Väter Zeiten“.

An diesem geheimen Platz nahm Keyßer „etliche“ Schädel „trotz des Gruselns“ seiner Begleiter an sich und konfrontierte den Häuptling Sane mit den Gebeinen, der „heftige Schrecken“ äußerte und „vor Abscheu“ ausspuckte, „so oft er sie [die Schädel] sah“. Danach begannen mit Sane lange „Gespräche“, während deren Keyßer die traditionelle Religion der Lüge bezichtigte (vgl. 82-83) mit dem erstaunlichen Erfolg, daß der gesamte Stamm von dem alten Ahnenglauben allmählich Abstand nahm. Keyßer scheint geahnt zu haben, daß seine Methoden der harten Kon-

frontation nicht bei allen auf Verständnis stoßen würden, und rechtferigte sich mit einer bemerkenswerten Analogie:

„Sehr menschlich empfindende Europäer haben die Frage aufgeworfen: Ist es nicht grausam, arme Naturkinder derart zu ängstigen? Freilich ist es ‚grausam‘. Aber genau so handelt der Zahnarzt, der dem furchtsamen Patienten den unaufhörlich schmerzenden Zahn reißt“ (46).

Wie überhaupt die Neuendettelsauer Missionare war auch Keyßer davon überzeugt, mittels solcher „Behandlungsmethoden“ in Wirklichkeit auch dem Bedürfnis der Missionierten entgegenzukommen – einem Bedürfnis nach Herausführung aus der Finsternis des Aberglaubens. Und er fühlte sich berufen, selbst das vollstreckende Organ zu sein, das diese Befreiung bewirkt: „Die Eingeborenen wünschen Befreiung von der Furcht, aber es graut sie vor der Macht der Geister, die sich an ihnen rächen könnten. Ist der Bann gebrochen, so sind sie tief dankbar“ (46).

Abbildung 16: C. Keyßer (In: „Anutu im Papualande“, 1958) gab diesem Bild den folgenden Beitext: „Heiden, die Christen werden wollen, legen öffentlich ihre Kriegswaffen und Zaubergeräte ab“ (96-97).



Der Stil Keyßers zeigte – zumindest was die Zahl der Getauften anbelangt – Erfolg, und Stecks Untersuchung bestätigte das. Christian Keyßer könnte man mit Fug und Recht als den Spiritus rector dieses Missionarwerks bezeichnen. Herwig Wagner (1992) erkennt in Keyßer einen „intuitive[n] Vorläufer der sogenannten kontextuellen Theologie“ (Sp. 1448).

So hat G. Pilhofer (1963) fraglos recht, wenn er konstatiert, daß Stecks Bericht „tiefgreifende Folgen für die Neuguinea-Mission [hatte], ja man kann sagen, daß sie in gewisser Beziehung einen Wendepunkt bedeutete, insofern nämlich, als Steck der Keyßerschen Arbeitsweise zum Durchbruch verhalf“ (35). Auf der Hauptkonferenz der Neuendettelsauer von 1915 in Neuguinea wurde das neue lutheranische Selbstverständnis von allen Missionaren bestätigt, auch wenn nach wie vor starke Vorbehalte bei einigen Glaubensbrüdern bestanden.

Freilich bestand neben den von der Missionsgemeinschaft festgelegten Richtlinien auch immer eine gewisse Freiheit für den individuellen Stil eines Missionars. Das zunächst eigenwillige Vorgehen Keyßers, das dann später zum Muster für alle wurde, bietet ein Beispiel für die Wechselbeziehung zwischen institutionell festgeschriebenem Selbstverständnis und dem persönlichen Wirken des einzelnen. Im folgenden wird unsere Aufmerksamkeit dem religiösen Selbstverständnis Stephan Lehners und seiner Arbeitsweise gelten.

Frömmigkeit und Missionsverständnis Lehners

Wir hatten schon angemerkt, daß Stephan Lehner als Jugendlicher in den CVJM eintrat. Das war für ihn sicherlich schon deshalb prägend, weil er beide Elternteile bereits im Alter von zehn Jahren verloren hatte. Die christliche Jugendorganisation gab ihm wohl Trost, Halt und Orientierung. Wilhelm Fugmann, ein Zeitzeuge, bezeichnet⁸ Stephan Lehner als „eifriges Mitglied“ dieser Vereinigung und fügt zur Charakterisierung des CVJM hinzu:

„Das waren ganz strenge pietistische Kreise. Da stand das Gebet, die Schriftauslegung, das Singen von Liedern und Nächstenliebe im Vordergrund, das war viel stärker als heute beim YMCA [...]. Das war damals die extrem christliche Seite der Kirche, und die religiöse Erfahrung spielte da eine unglaubliche Rolle.“

Nachdem Stephan Lehner dann als junger Neuendettelsauer Missionar mit der Losung Wilhelm Löhes: „*Mission ist die eine Kirche Jesu Christi in Bewegung – in Aktion – im Gehorsam*“ (Lehner 1946: 2)⁹,

8 In einem Gespräch am 4. November 1994 mit Dimitri Lehner, einem Urenkel S. Lehners.

9 Lehner, S. (1946): The Development of the Native Clergy in New Guinea. Auszüge und Übersetzung von Missionar Hans Wagner aus einem Vortragsmanuskript Lehners. Aus der Akte Az 52/21-II Lehner im Archiv des

Deutschland verlassen hatte, schrieb er am 3. Juli 1902 aus der australischen Stadt Kilkieran einen Brief¹⁰ an seinen Bruder Georg kurz vor seiner Abreise nach Neuguinea. Dieser Brief ist m.W. das älteste Dokument, das Zeugnis von Lehners Missionsberufung gibt. Lehner gibt in dieser Schrift der Befürchtung Ausdruck, nicht mehr von der Insel zurückzukehren, vertraut aber dennoch ganz auf den Beistand Gottes:

„Ohne Jesum will ich nicht gehen, nicht einen Schritt. Nur in seinem Namen [...] ziehe ich hinaus in den Hl. Krieg. Sei's zum Kampf, dann verleihe Er mir Sanftmut, sei's zum Frieden, sei's zum Leiden, dann mache Er mich geduldig, sei's zum Sterben, dann erfülle Er mein lieber Heiland mich mit seinem reichen Trost und Auferstehungshoffnung. Mein Leben steht in seinen Händen [...]. Darum mein teurer, inniggeliebter Bruder, trau're nicht allzusehr, wenn Du vom Sterben Deines Stephanus hören solltest, wisse, er ist im Glauben an seinen u. Deinen Heiland, in seinem Dienst, zu seinem Ruhm heimgegangen.“¹¹

Die Diktion dieses Briefes nimmt sich heutzutage sicherlich ein wenig pathetisch aus, doch ist daran zu erinnern, daß damals viele Missionare bereits nach kurzem Aufenthalt in Neuguinea schwer erkrankten und heimkehren mußten. Mission im tropischen Klima war freilich keine Sache des reinen Geistes, denn regelmäßige Fieberanfälle plagten das Missionspersonal. Das Schwarzwasserfieber, ein Ergebnis des plötzlichen und massiven Zerfalls von roten Blutkörperchen, waren ebenso wie Malaria „eine schwere Behinderung der Arbeit und eine dauernde Bedrohung des Lebens“ (Pilhofer 1961: 80). Manche Missionare ereilte sogar der Tod.

Ein Vierteljahr nach seiner Ankunft in Neuguinea ist Lehner jedoch voller Enthusiasmus, und sein Herz scheint vor Begeisterung überzuquellen: „Ich habe sie lieb die kleinen kraushaarigen Jungen; aus ihren schwarzen Gesichtern blicken sie so treuherzig einen an. O wie werden sie aufjauchzen, wenn sie einmal Jesum kennengelernt haben“.¹² Doch wenige Monate später ist eine gewisse Desillusionierung festzustellen. Über seine Selbstzweifel, die gleichwohl in starkes Gottvertrauen einge-

Missionswerks der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Neuendettelsau. 5 Seiten.

- 10 Orthographie und Interpunktions sind hier und im folgenden die S. Lehners.
- 11 Auch hier entstammen die Transkriptionen der „Sippenchronik Lehner“, die Kurt M. Lehner verfaßt hat.
- 12 In einem Brief an 2. September 1902 von der Erholungsstätte Sattelberg aus wieder an den Bruder Georg.

bettet sind, zieht er von der Deinzerhöhe aus seinen Bruder Georg in dem Brief vom 24. März 1903 ins Vertrauen:

„Fast beschämt mich Deine Liebe zum Heiland etwas, ach ich bin oft so kalt u. liebeleer. Nur gut, daß man immer wissen kann, Er ist treu. Wahrlich ohne Jesus möchte ich nimmer leben, o was hat ein Mensch, was hätte ich, hätt' ich Jesum nicht auf ewig mir erkoren? Gewiß Gottes Gaben in Natur u. Kunst sind groß und schön u. müssen jeden denkenden Menschen zur Anbetung zwingen (leichtsinnige Menschen sind meist auch gottlose, weil sie nie über sich u. über die Dinge um sich nachdenken) aber mir genügen sie nicht, ich will Jesus selbst haben, mein Ruhplatz ist in Ihm allein.“

Nun können wir heute nicht mehr rekonstruieren, ob die Schwermut, die unüberhörbar aus diesen Zeilen mitschwingt, ihren Grund nicht vielleicht auch in einer Unzufriedenheit mit dem eigenen Missionserfolg hatte. Dazu muß man wissen, daß viele Missionare der ersten und zweiten Generation bis 1915 mit Selbstzweifeln zu kämpfen hatten, so wie es im vorigen Abschnitt am Beispiel Christian Keyßers aufgezeigt wurde, der angesichts der unbewältigten Probleme dann zu seiner „Konfrontationsmethode“ überging.

Abbildung 17: Taufzug in Bukaia (vorne links: Clementine Lehner, rechts oben: Kap Arkona)



Abbildung 18: Christliche Häuptlinge der Bukaia. In der Mitte Häuptling Obogo



Aber Stephan Lehner hatte als Stationsgründer eigentlich Anlaß zur Zufriedenheit haben können, weil sich die Zahl der Taufen – vom Sattelberg ausgehend – nun auch an der Küste schon bald merklich erhöhte. Auch sprechen seine Aufzeichnungen aus jenen Jahren (1909a) von einem Stolz und Beglückung über das Erreichte:

„Stundenweit kommen die Leute zum Gottesdienst, jeden Sonntag volle Kirche und aufmerksame Hörer, dazu eine Schar Christen, die zwar noch nicht lange seine Heiligen sind, sondern eher Kindern am Verständnis gleichen,

aber als solche mir, Gott sei Dank, bisher noch wenig Anlaß zur Klage geben“ (36).

Doch dann begegnet ihm der Feldinspektor Steck im Jahre 1914, der ihm erklärte, daß ein Missionar ebenso wie ein Pfarrer in der Heimat Gottes Plan im Wege stehe, wenn er „*alles selbst regelt und schlichtet, immer und überall den Ton angibt*“ (Lehner 1946: 3). Dann halte er die Menschen davon ab, „mit ihren Anliegen und Schwierigkeiten zu Gott selbst zu kommen, sich an Gottes Wort zu orientieren und damit reifer und selbstständiger zu werden“. Der auf diese Weise zurechtgewiesene Lehner nimmt sich die Kritik Stecks außerordentlich zu Herzen, und wir können, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche selbstbewußte Person Stephan Lehner war, schon vorstellen, wie schwer ihm das öffentliche Eingeständnis früherer „*Verfehlungen*“ gefallen sein muß.

Ähnlich erging es auch vielen seiner Missionare (vgl. Pilhofer 1963: 40 ff.). Im Jahr 1914 notiert er als Reflex auf die Intervention des Inspektors Steck in einem Brief an das Neuendettelsauer Missionshaus:

„Unsere Kinder sollen nicht gleich Hunden und Schweinen aufwachsen, deshalb Gründung von Dorfschulen, zunächst geleitet von geförderten Schülern, aus der Stationsschule hervorgegangen. Wieder vier Schüler in die Gehilfenschule gesandt. Mein Bekenntnis der Gemeinde gegenüber, nach Erkenntnis gewonnen aus Unterredungen mit Herrn Inspektor Steck: „Bisher habe ich Euch mehr wie Kinder behandelt, Euch zu wenig zugetraut. Alle Eure Angelegenheiten, die Ihr zu mir brachtet, ordnete ich, und Ihr ließt Euch das gerne gefallen. Das hat nun ein Ende, denn ich erkenne, daß ich mit solchem Tun Eurer Entwicklung und dem Euch vermeinten Segen Gottes im Wege stand. Kommt mit allen Euren Schwierigkeiten und Verlegenheiten zum lebendigen Gott, damit ihr Ihn als Helfer und Retter erfahret“ (Lehner 1925b: 609).

In späteren Jahren blickt Lehner auf sein damaliges Schuldgeständnis mit dem Gestus des Verstehens zurück, indem er sich im nachhinein zu erinnern meint, auch schon vor der Zurechtweisung durch Steck eine gewisse Unzufriedenheit verspürt zu haben. Die diesbezügliche Eintragung findet sich in einem Vortragsmanuskript, das er im September 1946, wenige Monate vor seinem Tod, verfaßte:

„Auch bei mir war Steck, seinerzeit auf Kap Arkona [...]. Ich fühlte schon die ganze Zeit über Unbehagen über meine Arbeitsmethode und sagte mir: Etwas stimmt nicht! Doch fand ich den Grund nicht. Herr Inspektor Steck, den ich meine Unzufriedenheit kundtat, hatte offenbar die Sachlage durchschaut“ (Lehner 1946: 3).

Andererseits ist zu bedenken, daß Stephan Lehner den Erfolg seiner Missionierungsbemühungen durchaus nicht anhand äußerer Kriterien

bewerten lassen wollte: „*Missionswirkungen sind etwas Innerliches, Unfaßbares, das sich menschlicher Beurteilung entzieht*“ (1925b: 591-592).

Abbildung 19: Stephan Lehner mit seinen christlichen „Gehilfen“



Zum besseren Verständnis der Auffassung, die Lehner von seinem eigenen Missionsauftrag hatte, ist es lohnend, seinen Aufzeichnungen und Schriften jener Jahre nachzugehen. Es empfehlen sich exemplarisch zwei Texte aus dem Jahre 1925 (1925: 1). Eine Reflexion mit der Überschrift: „*Aphorismen über die Beziehung der christlichen Wahrheit zur Gedankenwelt der Eingeborenen*“ (1925a) und 2. der Bericht unter dem Titel: „*Was ist infolge der Christianisierung durch die Wirksamkeit des Evangeliums unter den Buka-Wakas im Nordosten Neuguineas erzielt worden?*“ (1925b).

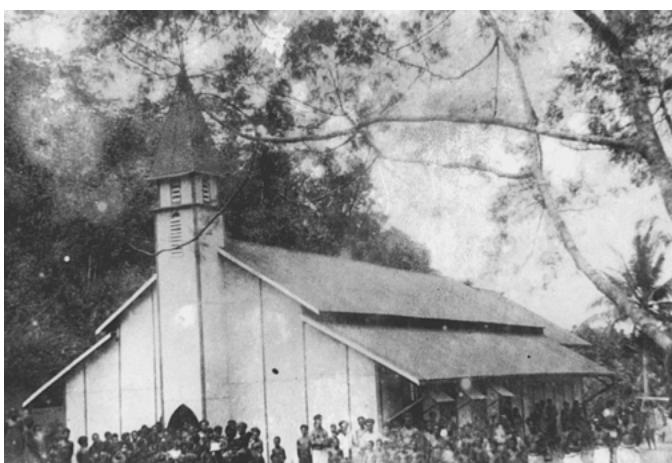
Beide Aufsätze stehen unter einem Leitgedanken, den der Autor in einem Brief vom 27. September 1928¹³ aus Kap Arkona an „Bruder Steck“ formulierte: „*Evangelium hat nichts zu zerstören, sondern zu erklären*“ (1). Das Wort „*verklären*“ ist hier im Kontext der Missionstheologie Lehnners zu verstehen und hat keineswegs den Sinn von „verniedlichen“ oder „verschönern“, sondern bedeutet soviel wie „*Erleuchtung durch die göttliche Offenbarung*“ oder auch Reinigung oder „*Umwandlung der Menschenseele*“ (1925b: 593). Diese Verklärung hat sich, wie Lehner hervorhebt, „*auf dem Gebiet des religiösen Lebens im engeren Sinne*“ als auch „*auf dem Gebiet des sittlichen Lebens*“ (1925b: 723) zu vollziehen.

13 Aus der Akte 52/21-I Lehner im Archiv des Missionswerks der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Neuendettelsau. 3 Seiten.

Bei der Betrachtung der Beziehung der christlichen Wahrheit zur Gedankenwelt der Eingeborenen (1925a) kennzeichnet Lehner die Religion der Melanesier, die durch den Glauben an „*geistige Wesen*“ (257) charakterisiert sei, als Animismus. Im Dienst an Seelen und Geistern und in dem Glauben an Tiere, Ahnen und Schutztiere etc. sei „*die Lüge begründet*“. Und aus der animistischen „*Anschauwungswelt*“ erwüchsen „*sittliche Abstumpfung, Selbstentweihung, Nichtachtung der Persönlichkeit, Zwillingsmord, Blutrache, unsagbare Rohheiten und alle die heidnischen Laster, die bis zur Antropophagie gediehen sind*“ (257-258).

Lehner will aber ebenfalls nicht erkennen, daß im Seelen- und Geisterglauben auch eine Auseinandersetzung, ein Ringen „*mit dem großen Problem der Existenz*“ (258) zu beobachten ist. Es ist seine dezidierte Überzeugung, daß im sozialen Leben wie auch in der Religion der Einheimischen etwas Gutes stecke, daß sich allerdings nur „*gleichsam verschlackt und verschüttet*“ finde. „*Irgendetwas aber, auch wenn es noch so böse ist, [...] muß gleich jedem Irrtum Wahrheitsmomente in sich bergen*“ (258). In dem oben erwähnten Vortrag von 1947 pointiert er das Verständnis seines Missionsauftrags in diesem Sinne mit den Worten: „*Geht mit der Liebe, mit der Gott die Welt geliebt hat! Gott hat auch die animistische Denkweise der Papua geschaffen und „geliebt“*“ (2).

Abbildung 20: Zweite Kirche in Bukaia (errichtet 1932).



Um die „Wahrheitsmomente“ des melanesischen Heidentums identifizieren zu können, bedarf es nach Stephan Lehner eines gründlichen Studiums der einheimischen Gegebenheiten. Dabei seien sechs Aspekte (a-f) bedeutsam, die sich bei genauer Betrachtung als Anknüpfungspunkte für die missionarische Arbeit zu erkennen geben:

a) Die „Fortdauer der Seele nach dem Tode“ (Lehner 1925a: 259)

Hier gelte es, dem paganen Glaubensinhalt die „*von Gott geoffenbarte Ewigkeitswelt mit der bestimmten Erwartung eines Gerichtes nach dem Tode [...] entgegenzustellen*“ (260).

b) Geister- und Ahnenverehrung

Diese sei eine „*wertvolle Vorbereitung für die Annahme der christlichen Offenbarung*“ (262). Doch sei sie nicht Anbetung im eigentlichen Sinne, „*denn der Eingeborene kniet weder vor ihnen, noch bezeichnet besondere Scheu seinen Verkehr mit ihnen, kann er doch im Ärger über fortwährende Mißerfolge dieselbe sogar aufs gröbste verhöhnen und schänden*“ (261). Auch hier lasse sich anknüpfen: „*Wenn der Eingeborene die Kunde vernimmt, daß der über alles Seiende zugleich Vater und Schöpfer ist, der im Himmel wohnt, so verbindet er die Ahnen als Götter mit dem Himmel als Gott, eine Verbindung, die nie zuvor stattgefunden hat*“ (263). Obwohl es kein leichtes Unterfangen sei, den christlichen Monotheismus auf dem Boden des Ahnen- und Geisterglaubens sich entwickeln zu lassen, seien viele Einheimische „*zu der Kenntnis des himmlischen Vaters [gelangt], und diese Kenntnis behauptete sich in ihrem Geiste nun so stark, daß sie nie mehr ausgetilgt werden kann*“.

c) „Dualismus“ (264)

Die, so Lehner, „*niedere Philosophie*“ der Einheimischen unterscheide zwischen „*wohlwollenden und überwollenden Geistern*“. Hier biete sich ein Anschluß an die Dämonologie im Christentum an. Lehner spielt mit dieser Bemerkung darauf an, daß das Christentum die Lehre „*vom Satan und seinem Dämonenheer*“ kenne und auf diese Weise das Böse in der ansonsten guten Gottesschöpfung erklärt. Unter der Herrschaft des Bösen, des „*alles Göttliche zu zerstören suchenden[den] Prinzip[s]*“, lebten die Heiden in „*Sünde und Teufelsknechtschaft*“, und gegen dieses Prinzip könne „*in dem lebendigen Gott, der in Christo Jesu der alten Schlange den Kopf zertrat, Rettung und volle Befreiung gefunden werden*“.

d) *Das heidnische Gebet*

De facto seien „Zauberformeln in vielen Fällen nichts weiter als Gebete und [...] als solche leicht verständlich“ (266). Sowohl beim heidnischen als auch beim christlichen Gebet handele es sich um „das Wenden eines persönlichen Geistes an einen persönlichen Geist“ (265), weshalb die Zauberformeln der Melanesier imstande seien, den „Weg für rechtes Gebet zu dem lebendigen Gott“ zu ebnen.

e) „Immanenz einer übersinnlichen Macht“ (267)

Auch „der Heide“ glaubt daran, daß sich eine geistige Instanz in der Welt manifestiere; insofern sei – hier verhält es sich ähnlich wie unter Punkt 4 – selbst „die so übel geartete Zauberei nicht ganz nutzlos“. Bekehrte Melanesier hätten das Gedächtnis an die alten übersinnlichen Mächte in ihr Glaubensbekenntnis folgendermaßen aufgenommen: „Wie früher der böse Geist unser Inneres einnahm, und antrieb, Schlechtes zu tun, so nun der hl. Geist, und der drängt uns zum Guten.“.

f) *Die heidnische „Opfergabe“ (269)*

Diese kann mit einiger missionarischer Mühe transformiert und ins Christliche gewendet werden, weil „die rechten Opfer [...] Gott gefallen“ (269).

Über den eigentlichen religiösen Bereich hinaus, also „auf dem Gebiet des sittlichen Lebens“ (1925b: 723), ist nach Auffassung Lehners die Veränderung der traditionellen einheimischen Lebensformen Teil der missionarischen Arbeit. Dabei versteht er diesen Aspekt, den man vielleicht mit Begriffen wie „Zivilisierung“, „Kultivierung“ oder „Entbarbarisierung“ umschreiben könnte, im Sinne des Auf-eine-höhere-Stufe-Hebens (vgl. 662), wie Lehner in seinem Vortrag des Jahres 1946 akzentuiert: „We also have the social uplifting and general welfare of the natives in view“ (1). In seinem Aufsatz „Was ist infolge der Christianisierung durch die Wirksamkeit des Evangeliums unter den Bukawac im Nordosten Neuguineas erzielt worden?“ (1925b) liefert Lehner einen ausführlichen Bericht über die bis in die Mitte der zwanziger Jahre erzielten Zivilisierungsfortschritte und führt dabei im einzelnen an:

- Verzicht auf Blutrache (595),
- Beendigung des Kannibalismus (597),
- Friedensschlüsse zwischen Stämmen und Sippen (597),
- Beendigung der Zauberpraktiken (598),
- Aufhebung der Knabenbeschneidung (600),
- Verbot der Tötung von Zwillingsskindern (601),

- Züchtige Kleidung statt archaischer Nacktheit (602),
- Einführung einer christlich verfaßten dörflichen Rechtsordnung (604-607),
- Verbot des Frauenkaufs (608),
- Unterlassen von Tanzveranstaltungen (608),
- Abschaffung der Polygamie (662) sowie
- Einführung von Schulbildung (662).

„Mit dem Verschwinden der offenkundigen Laster geht das Einbürgern besserer Sitten Hand in Hand“ (602), meint Lehner in dem Bericht. Er greift, um diesen Vorgang in Worte fassen zu können, auf die christlich-dualistische Verklärungsmetaphorik zurück, indem er sagt, es sei für den Missionar „fürwahr ein schweres und ungemein verantwortungsvolles Amt, ein Volk aus der Finsternis zum Licht zu führen“ (724). Dahinter steht freilich ein sozialpädagogischer Impetus mit einem asketischen Grundzug, der sich wiederum mit der *caritas* verbinde. Es gehe nämlich darum, „die Herzen von der Sinnlichkeit zu befreien und ihnen den schmalen Pfad immer völliger zu zeigen zu einer geläuterten Liebe, zu einer Liebe, die bisher ungekannte Barmherzigkeit in sie prägt“ (722).

Nicht verschwiegen werden sollte jedoch, daß Lehner seine eigentliche Zuneigung zu den Melanesiern aus dem Grundverhältnis ethnischer Hierarchie herausverstand, das man heutzutage ohne weiteres als Rassismus bezeichnen würde. In dem bereits erwähnten Vortrag des Jahres 1946 setzte er „Liebe und Herablassung“ (2) in eins, und in den zwanziger Jahren sprach er bereits von dem „niedrigstehenden Volke“ (1925a: 272), das mit den „Ideen einer höheren Rasse“ auf dem Weg der Missionierung bekanntgemacht werden solle.

Bemerkenswert daran ist nun, daß dieser „Rassismus“ Lehnners ihn nicht daran hinderte, seine Bukaua-Leute von Herzen zu lieben und tiefe Trauer zu empfinden, als die autochthonen Lebensformen vom Einbruch der Zivilisation bedroht wurden:

„Aber ich, der ich mein Volk mit der Glut meiner Seele liebe, muss mit Schmerz sehen, wie eben hier doch eine eindringende, jeglicher Kenntnis der Volkspsyche bare oder diese missachtende Kultur den sozialen Abbau unseres Volkes auflöst und damit das Ende unserer Stämme und Sippen als solchen vorbereitet. Wo sind die Überwindungskräfte? Wo die Geschlossenheit des Volks, aus der sie strömen könnten? Wo der einheitliche Wille, der sich den Vergewaltigungen entgegensemmt? O, ich ringe mit Gott für mein Volk und ringe mit ihm, damit die alten, im Grunde recht schwachen Bindungen wie Unantastbarkeit, der Schwiegerleute, Gastrecht, Jugendfürsorge in Dorfher-

bergen, Ehebruch als Diebstahl an der Sippe, Achtung der Alten u. dergl. sie nicht lösen lassen, noch sie selber lösen. „¹⁴

1925, drei Jahre vor diesem Brief, waren in Neuguinea Goldfelder entdeckt worden und australische Unternehmen nahmen dort indigene Arbeiter in Vertrag. Nachdem viele junge Melanesier ihren Stamm zur Aufnahme des Beschäftigungsverhältnisses verlassen hatten, wurden Mißstände virulent, die auch Lehner in seinem Brief an Steck anspricht.¹⁵

Die Australier hatten nach dem Ersten Weltkrieg die Kopraproduktion in den ehemals deutschen Gebieten forciert, die sich bis 1940 innerhalb weniger Jahre trotz schwankender Weltmarktpreise verdoppelte. Doch ebenfalls 1940 war die Kopraproduktion der Einheimischen „auf ein unbedeutendes Quantum zurückgefallen“ (Rath 1989: 20), nachdem sie um 1914 noch die Hälfte des Exportvolumens ausmachte. Gleichzeitig aber hatte die Zahl der Plantagenarbeiter „drastisch zugenommen“.

G. Rath (1989) zitiert in seinem Buch über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Papua-Neuguinea H.C. Brookfield, der die dramatische Entwicklung der sozialen Desintegration während einer Zeitspanne von nur fünf Jahren wie folgt charakterisiert:

14 In einem Brief an K. Steck vom 27. Dezember 1928.

15 Freilich waren diese sozio-ökonomischen Veränderungen der zwanziger Jahre nur Fortsetzungerscheinungen von Prozessen, deren Beginn nicht erst mit der Gründung deutscher Kolonien zu verorten ist. Diese war hauptsächlich wirtschaftlich begründet, da man das Deutsche Reich mit Pflanzenöl und Pflanzenfett, das aus Kopra gewonnen wurde, sicherstellen wollte. G. Rath (1989) schreibt, daß schon die Erstkontakte mit den Europäern die Lebensweise der Melanesier veränderten, da diese mit eingeführten Metallwerkzeugen ihren Wald nunmehr roden und eiserne Tontöpfe im Haushalt nutzen konnten, Gewehre für die Jagd gebrauchten, sich mit europäischen Stoffen zierten und Alkohol konsumierten. G. Rath fährt fort: „Tiefgreifende Folgen hatte auch die Errichtung von Plantagen durch deutsche Händler und Handelshäuser (Godeffroy, Hernsheim), die in den 70er Jahren des vorigen [19. Jahrhunderts] im Bismarck-Archipel Fuß faßten und durch Landnahme, Arbeiteranwerbung und drastische Erziehungsmaßnahmen eindeutig negative Spuren hinterließen“ (19). Nach Ansicht G. Raths wirkte sich neben dem Einfluß der Händler, Pflanzer und Kolonialbeamten auch der der Missionare aus, denn sie waren „letztendlich als Modernisierer [auf], da sie über die Verkündigung des Evangeliums und die Ausbildung von Katechisten hinaus „neue Pflanzen, Anbaumethoden und den Umgang mit Geld propagierten“ (20).

„For the neolithic tribesman, the initial years of culture contact, this, from 1930 to mid-1940, were undoubtedly traumatic in many ways. During this period much of the rationale of traditional life disintegrated. This was particularly true for the males: with the prohibition of tribal fighting all concomitant political and many social activities were rendered baseless – the planning and strategy of campaigns, negotiations with allied groups, guard, duty, manufacture of weapons, victory celebrations. Even adolescent boys were affected, as missionaries attempted to discontinue their initial ceremonies“ (22).

Genau in diesen von H.C. Brookfield betrachteten Jahren veröffentlicht Stephan Lehner eine Arbeit mit dem Titel „*Der Papua und die neue Zeit*“ (1936). Dort faßt er jene sozio-ökonomischen und kulturellen Modernisierungsprozesse, von den H.C. Brookfield berichtet, ins Auge, indem er schreibt:

„*Heute werden Tausende von jungen Leuten den weltabgeschiedenen Dörfern entnommen, benötigen doch Pflanzungen, Goldminen und die Belange anderer Gesellschaften jährlich 30 000 eingeborene Arbeiter. Heute, wo die Kultur mit ihren höchsten technischen Mitteln Elektrizitätswerke eingesetzt hat, ist der Papua in großer Gefahr, sich selbst zu verlieren*“ (10).

Lehner sieht im wesentlichen zwei Belastungsfaktoren für die Neuguineer: die Entfremdung der Jünger von ihrem Stammesleben und die Tatsache, daß selbst Begabte unter ihnen trotz ihrer guten Schulbildung die auf sie einstürzenden Eindrücke der Zivilisation, d.h. die „*Weltanschauung der Weißen*“ (7) mit den autochthonen Umgangsformen, seelisch nicht integrieren konnten. Nichtsdestoweniger geschehe dies alles im Sinne der Vorsehung: „*Und das alles vollzog und vollzieht sich mit Gottes Zulassung*“ (4), stellt Lehner fest, um gleich darauf die letztendliche Legitimation der Modernisierung mit dem Bekenntnis „*Er ist der Herr*“ zu bestärken. Einzig die Botschaft des Evangeliums könne in dieser Situation Halt geben, und nur mit ihr ließen sich die hergebrachten Bindungen der Sippen und Stammesgemeinschaften neu fertigen: „*Sie [die frohe Botschaft] sucht die Leute an die Scholle zuketten und vor der Proletarisierung zu bewahren*“ (11).

Abbildung 21: „Welche Eindrücke werden sie mit nach Hause nehmen? Abgeholnte Jungmannschaft in Rabaul“. F. Eppeling (1930: 8) gab dem Bild diesen Beitem in seinem „Bilderbuch der Neuendettelsauer Mission“.



Diesen Aspekt der Solidarität mit den von Modernisierungsprozessen Bedrohten versteht Lehner als einen wesentlichen Teil seines Missionsauftrags, wie er ihn wenige Monate vor seinem Tod expliziert. In einem Vortrag weist er darauf hin, daß „*unser Bewußtsein der gleichen Schuldverhaftung vor Gott und des erfahrenen Erbarmens [...] uns dazu treiben*“ muß, die Sorgen und Nöte der Melanesier als gleichwertig zu den eigenen wahrzunehmen und „*ihre Lasten auf unsere Schultern zu nehmen*“ (1946: 2).

Nimmt man das nahezu lebenslange Engagement Stephan Lehners für „seine Leute“ am Huongolf in den Blick und konzentriert sich dabei nicht allein auf seine missionarische Tätigkeit im engeren Sinne, sondern auch auf sein – subjektiv gewiß aufrichtiges – Bemühen, die wohlgemerkt soziale, ethnische und kulturelle Integrität seiner Bukaua-Gemeinde sei es zu erhalten, sei es herzustellen, so mag der Enthusiasmus des melanesischen lutherischen Bischofs Wesley W. Kigasung verständlich werden, der so weit geht, Stephan Lehner als einen „Kulturheros“ (*culturale hero*) zu apostrophieren¹⁶. Dieses Urteil ist ein Doku-

16 Vgl. W.W. Kigasung (1978: 78) und in einem Fernsehinterview in der Sendung „Nach-Leben. Bayerische Missionare in Papua-Neuguinea“ von K. Figge aus dem Jahre 1993.

ment der Wirksamkeit Lehners, das fraglos von einem Gewicht ist auch unabhängig davon, wie man die Handlungen des Missionars im nachhinein moralisch bewerten mag.

Stephan Lehner war sich sicher, eine Mission zu haben. „Es waren im Grunde tieffromme Leute, die sich auf den lieben Gott verlassen haben“, sagt nachdenklich meine Gesprächspartnerin Maja Schuster in Neuendettelsau¹⁷ in Erinnerung an die Zeit Lehners am Huongolf. Mit einiger Emphase fährt sie fort:

„Das war nicht nur bloßer Idealismus, das war feste Berufung. Sie wußten, sie wurden geschickt. Keiner von ihnen wußte, ob er jemals eine Rente kriegt. Sie haben ihr ganzes Leben draußen zugebracht und haben es durchgestanden. Ich bin sicher, daß all die Missionare, die draußen waren, von Tag und Nacht nur damit leben konnten, daß sie mit Gott redeten. Das ist ganz ganz wichtig. Und davon haben die gelebt und sind auch behütet worden.“

Mündliche Berichte und Erinnerungen an die Mission Lehners und die Zeit seines Wirkens

Um den Spuren Stephan Lehners weiterhin zu folgen, führte ich im Sommer 2003 mehrere Telefonate mit Personen, die den Missionar noch gekannt oder aus dem Munde von Zeitzeugen über ihn und die Lebensbedingungen der Missionarsfamilien am Huongolf von ihm gehört hatten.¹⁸ Über das Alltagsleben der damaligen Zeit liegen nur das Büchlein von Sibylle Bayer (1993) sowie der Erfahrungsbericht von Elfriede Strauss (1986)¹⁹ vor.

Die meisten der von mir angesprochenen Personen lebten zum Zeitpunkt der Gespräche in Neuendettelsau und viele von ihnen standen schon in ihrem neunten oder zehnten Lebensjahrzehnt. Die Gespräche führte ich mit Pfarrer Michael Baer und den Missionarskindern Jutta Bergmann, Hedwig Hertle, Martha Horn, Hedwig Janner, den Geschwistern Lissi, Maja und Wilhelm Schuster, Elfriede Strauss, Mara Wagner,

17 Mitteilung im Telefonat vom 15. August 2003.

18 Glücklicherweise hatte mir H. Schumacher eine „Liste der in Papua-Neuguinea geborenen Missionarskinder“ zur Verfügung gestellt.

19 Bayer, S.S. (1993): Er führte mich hinaus in die Weite. Aus dem Leben der Missionarsfrau Sibylle Sophie Bayer. Neuendettelsau: Selbstverlag.
Strauss, E. (1986): Meine Erlebnisse als Krankenschwester und Missionarsfrau. Neuendettelsau.

Imma Zimmermann sowie Elisabeth Zwanzger.²⁰ Ursprünglich hatte ich daran gedacht, die Befragten zu besuchen, und für die Gespräche hatte ich einen Leitfaden vorbereitet. Doch die telefonische Kontaktaufnahme ergab, daß alle Angesprochenen offen und gerne auch am Telefon von ihren persönlichen Erfahrungen erzählen mochten.

Abbildung 22: Missionarskinder am Sattelberg (ca. 1915); von links nach rechts: Hertha Keyßer, Imma Zimmermann, Ella Schumacher, Alfred Stürzenhofecker, Hermann Bamler (die jüngsten im Vordergrund möglicherweise Kinder der Familie Vetter), Jutta Bergmann, Elfriede Strauss, Irmgard Stürzenhofecker, Theo Lehner (stehend) und Gertrud Bamler



Es erstaunte mich, daß die Angesprochenen ihre Erinnerungen an das alte Neuguinea über einen Zeitraum von siebzig bis neunzig Jahren so frisch bewahrt hatten und ihren Erzählungen eine solche Lebendigkeit und einen solchen Farbenreichtum verliehen. Möglicherweise transportieren die Zitate im untenstehenden Text auch etwas von der Herzlichkeit, mit der mir meine Gesprächspartner Auskunft gaben. Alle waren von klein auf in der christlichen Religion verwurzelt, und ihr Lebensweg war bis ins Alter von der Sicherheit geprägt, die ihnen ihr Glauben gibt.

20 Alle Angesprochenen erlaubten mir, ihre Berichte für die Zwecke des vorliegenden Buches zu verwenden. Die auf Tonträger aufgenommenen Gespräche wurden in Auszügen transkribiert und im folgenden zumeist wörtlich wiedergegeben.

Natürlich spiegelte sich das auch in ihren Berichten über den Missionar Lehner, der zu ihrer „Missionarsfamilie“ gehörte, wider. Nach den Telefonaten konnte ich einige Damen zu Hause besuchen, und es war beeindruckend für mich, in den Wohnräumen solche Gegenstände aus Neuguinea zu entdecken, wie ich sie als Junge im Hause meiner Großeltern gesehen hatte: Muscheln, Netztaschen, Schmetterlinge, Speere, Bilder aus dem alten Neuguinea und so manches mehr.

Zur Vervollständigung und möglicherweise auch zur Korrektur des Stephan-Lehner-Bildes wäre freilich auch die Befragung von anderen Zeitzeugen wünschenswert gewesen: z.B. von Verwaltungsbeamten aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Aus diesem Kreis lebte aber nur noch Wilhelm Fugmann, dessen differenzierte Eindrücke und Erinnerungen an die Person Stephan Lehners zuvor schon von Thomas J. Lehner im Rahmen einer umfangreichen Recherche 1998 über seinen Großvater und seinem Sohn Dimitri ausführlich dokumentiert worden sind.²¹ Aus beiden Quellen kann ich im folgenden schöpfen.

Sodann führte ich einige Gespräche mit der weiteren Verwandtschaft Stephan Lehners: Kurt M. Lehner, Thomas J. Lehner, Elisabeth Rau sowie Hartmut Schumacher. Sie hatten zwar alle als Nachgeborene Stephan Lehner nicht persönlich getroffen, doch war er in ihren Erinnerungen nichtsdestoweniger präsent, und sie hatten sich ihre Gedanken über ihren Vorfahren gemacht. So etwa brachte Thomas J. Lehner mir gegenüber seine eigene, distanzierte Auffassung zum Ausdruck, und gerade diese Stellungnahme war als Kontrapunkt für die Aufarbeitung der Geschichte Stephan Lehners wertvoll.

Insgesamt schienen die Gespräche unter einem guten Stern zu stehen. Denn aufgrund des freundlichen Entgegenkommens der von mir Befragten ergab sich reichhaltiges Material aus persönlichen Erinnerungen, Kommentierungen und Anekdoten über Stephan Lehner. Die vielen Einzelheiten ergaben so das Bild, das ich im folgenden präsentieren möchte. Dabei wird erst gar nicht versucht, die subjektiven Zutaten der referierten Erinnerungen herauszufiltern, weil das erstens kaum möglich wäre und weil zweitens solche subjektiven „Verfärbungen“ schließlich ein wesentliches Element der Wirkungsgeschichte des Missionars Stephan Lehner sind.

Zum Zwecke der Übersichtlichkeit untergliedere ich die Zusammenstellung der Berichte meiner Gesprächspartner in die Rubriken „Charakterzüge“, „Alltagsleben“, „Missionare und Melanesier“, „Stephan Leh-

21 Schreiben W. Fugmanns an Thomas J. Lehner vom 13. August 1988 und Interview Dimitri Lehners am 4. November 1994 mit W. Fugmann im Jahr 1994.

ner – ein Häuptling?“ und „Schlußbetrachtung“. Selbstverständlich überschneidet sich hier manches, weil sich diese Bereiche, wie sollte es anders sein, im Leben nicht scharf trennen lassen.

Charakterzüge

Wie auch Lehnners Tochter Ella, die sich an ihren Vater als einen strengen Mann erinnerte²², bemerkt auch Pfarrer Michael Baer, ein ehemaliger Mitmissionar: „Vielleicht war er zu scharf manchmal, aber er war doch beliebt“. In einem Gespräch mit Lehnners Urenkel Dimitri Lehner schildert Wilhelm Fugmann die Ausstrahlungskraft, die von diesem Mann ausging:

„Ich war ja noch blutjung, 23 Jahre. Er war der große Mann und er hat mich gleich brüderlich empfangen, mir Rat gegeben, und wir duzten uns sofort. Er hat sich mir nicht als Chef gegeben. Man hatte jedoch den Eindruck, daß er in seiner Umgebung der Chef ist. Da war die Verbindlichkeit, aber auch die Haltung, ohne daß man sie ausspricht: ‚Ein bißchen besser weiß ich es doch‘.“

Wir sehen, wie sich in der Person Stephan Lehnners Kollegialität mit natürlicher Autorität paarte. Dabei ist zu sagen, daß sein Führungsstil zu jener Zeit anscheinend keinen Widerspruch hervorrief. „Er war sehr freundlich und auch sehr bestimmt“, sagt Hedwig Hertle, die von 1937 bis 1977 in Neuguinea lebte. Und von Wilhelm Fugmann erfahren wir, daß Lehner auch seine weichen Seiten hatte:

„Er war, so wie ich ihn heute sehe, ein Mann mit harter Schale und weichem Kern, ein typischer Deutscher, wie es sie nicht nur zur Kaiserzeit gab, sondern auch noch heute. Er war ein Kind seiner Zeit und man täte ihm Unrecht, ihn nach heutigen Maßstäben zu beurteilen. Er war sogar ein gefühlsvoller Mann und einmal habe ich beobachtet, wie er sich eine Träne aus den Augen wischte.“

Die kraftvolle Autorität Lehnners wie auch sein menschliches Einfühlungsvermögen veranlaßte die Neuendettelsauer Mission im Zweiten Weltkrieg, ihn mit der Vermittlung zwischen den kriegsführenden Parteien zu beauftragen, für die er offensichtlich auch genügend diplomatisches Geschick besaß. Wilhelm Fugmann: „Stefan Lehner war, so wie ich ihn empfand, weltoffen und verbindlich. Eine seiner Aussprüche, die ich noch im Gedächtnis habe, lautete: ‚Ich bin ein Kosmopolit!‘.“

Als Kind seiner Zeit hielt Stephan Lehner Kindererziehung nicht für seine eigentliche Aufgabe. „Die Missionare haben sich kaum um uns Kinder gekümmert“, meint heute Jutta Bergmann mit etwas klagendem

22 Persönliche Mitteilung Hartmut Schumachers.

Unterton, und Imma Zimmermann bestätigt, daß damals ja die Missionsarbeit im Vordergrund stand und „die Kinder an zweiter Stelle“ kamen. Die Kinder seien „ziemlich klein gehalten worden“, fügt Hedwig Hertle hinzu und bemerkt: „Das war damals die Pädagogik“.

Andererseits hat Imma Zimmermann auch sehr gute Erinnerungen an ihre Kindheit. Sie habe sich im Kreise der Missionare immer wohl gefühlt: „Ich hab' immer einen Missionar ins Herz geschlossen“, sagt sie und fährt fort: „Wir hatten ja ein familiäres Verhältnis und als Kinder hatten wir zu den Missionaren natürlich ‚Onkel‘ und ‚Tante‘ gesagt. Insofern war das gar nicht so distanziert“, meint sie hierzu abschließend. In dieselbe Richtung äußert sich Martha Horn: „Und man mußte ja auch folgen als Kind, das geht ja nicht anders. Er [Stephan Lehner] war jedenfalls ein sehr lieber Mann, auch die Tante war lieb“.

Imma Zimmermann berichtet von einem eindrucksvollen Erlebnis mit Onkel Lehner, das wieder die „harte“ Seite dieses Mannes illustrieren kann:

„Er wollte mir das Schwimmen beibringen. Da war ich neun Jahre alt. Da waren wir auf Heimreise. Die Lehnrs waren da zufällig auch da an dem Strand, und da haben wir zugeschaut, wie diese Eingeborenenkinder von der Landbrücke, von der Bavaria [Schiff der Mission]. Da sind die da einfach reingesprungen ins tiefe Wasser. Das ist sehr hoch, drei, paar so viel Meter; das hab' ich so bewundert. Und da hat der wahrscheinlich gedacht: ‚Ah, das gefällt ihr. Dir werden mer's gleich beigebracht haben‘. Und da hat er mich gepackt – wir waren ja am Meeresufer – und hat mich da einfach aufs Meer rausgeworfen, wo's wirklich am tiefsten ist. Ich hab's dann richtig zu tun gehabt, daß ich geschnauft hab', bis ich da ans Land gekommen bin. Da hat mir niemand geholfen dabei. Also das hat er kein zweites Mal gemacht. Brutal hab ich's fast empfunden. Ich weiß nicht, wer mich dann rausgezogen hätte, wenn ich am Ertrinken gewesen wäre. Denn das lag sehr nahe. Also ich hab' wie ein Hund gejapst und hab' da so gepaddelt.“

Auf meine Frage, ob Lehner denn allgemein auch als Mensch „so brutal“ gewesen sei, antwortet Imma Zimmermann: „Eigentlich nicht. Das kann ich nicht beurteilen, weil ich ihn nur als Kind kennengelernt habe. Der Onkel Lehner war schon ein guter Onkel. Ich würde sonst nichts Nachteiliges sagen können außer diesem Erlebnis.“

Die Episode ist für Imma Zimmermann so prägend im Gedächtnis geblieben, daß sie mir gleich zu Anfang des Gesprächs von dem zweifelhaften „Schwimmunterricht“ berichtete, den ihr Stephan Lehner gegeben hatte. Dabei hatte Lehner damals wohl nur das getan, was die meisten taten, um den Kindern die Angst vorm Schwimmen zu nehmen, aber oftmals das Gegenteil erreichten. Jedenfalls war der Missionar Lehner offenbar kein begnadeter Pädagoge nach unseren heutigen Maß-

stäben, und wenn, nach einer Äußerung Hedwig Janners, sich die Missionare in der damaligen Zeit den „Eingeborenen“ gegenüber wie „strenge, aber liebende Väter“ verhielten, so mag auch da guter Wille sich mit zweifelhaftem Tun zusammengefunden haben.

Der Aspekt der väterlichen Strenge und der selbstbewußt ausgeübten Autorität findet sein Gegenstück darin, daß Stephan Lehner, wie es „Onkel“ gemeinhin tun, auch Spiel und Spaß mit den Kindern trieb. Exemplarisch hierfür mag eine Anekdote stehen, die diesmal nicht aus Neuguinea, sondern aus dem heimatlichen Neuendettelsau stammt. Wilhelm Schuster erinnert sich:

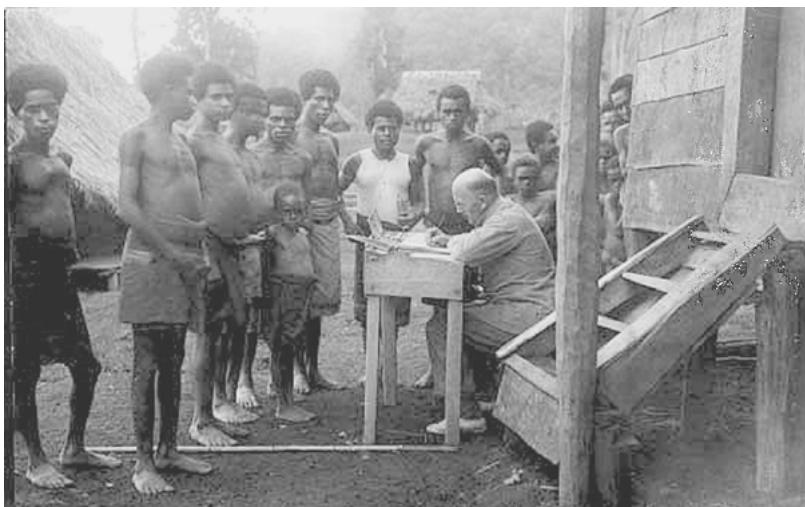
„Er war ein großer Spaßvogel, d.h. für uns Kinder natürlich. Ich meine, er hat ungeheuer viel geleistet und gekonnt; er hat viel veröffentlicht. Also, ich hab' ihn in Erinnerung als einen sehr beweglichen, freundlichen und auch für uns Kinder sehr zugänglichen Mann, der auch mit viel Humor uns immer begegnete, und ich weiß: Einmal saß er bei uns am Tisch – er war ja oft bei uns zu Gast –, und da hatte er so ein Tintenfaß gehabt, und plötzlich ist er an das Tintenfaß gestoßen und hat es umgestoßen. Und da war ein großer Tintenfleck auf dem Tischtuch, und wir sind gerannt, um Löschpapier zu holen usw. Da hat er sich furchtbar gefreut und gelacht, weil er in einer Schnelligkeit, die wir nicht gesehen haben, einen Fleck hingezauert hatte, der aus Plastik bestand und täuschend ähnlich war. Und der war so an das Tintenfaß hingezauert, daß das aussah, als ob das ausgeflossen wäre. Und das war's natürlich nicht: Das Tintenfaß war leer gewesen.“

Lehner hatte zudem künstlerische Begabungen, die er auch pflegte. Von Beruf her war er ja ausgebildeter Graphiker, und am Huongolf ließ er sich von den Melanesiern Pflanzen und allerlei anderes Material bringen, um diese Dinge in Aquarell zu malen. Abbildung 23 zeigt ihn bei dieser Tätigkeit an einem Tisch sitzend, während eine Gruppe von Einheimischen sein Tun im Stehen beobachtet.

Auch für Maja Schuster sind die künstlerischen Aktivitäten Stephan Lehners in Erinnerung geblieben: „Ich hab' ihn als sehr besonderen Menschen erlebt, sehr liebevoll, mit sehr guten Augen, und er war ein sehr kluger Mann. Er hat sehr schön gemalt, das hab' ich bewundert. In Muschelinnenseiten hat er Paradiesvögel mit Ölfarben gemalt, das hat mich fasziniert als Kind“. Dem fügt Elisabeth Rau hinzu: „Mei, der Stephan Lehner, der hat so wunderbar gezeichnet. Ich hab auch ein paar Bilder gesehen: die Vögel und die Natur, wo es noch kaum einen Fotoapparat gab“.²³

23 Es existieren heute noch zwei dieser Zeichenbücher mit Aquarellen S. Lehners im Privatbesitz der Familie.

Abbildung 23: S. Lehner beim Malen



Zu den Berichten über das offenbar ausgeprägte Selbstbewußtsein, mit dem Lehner gesegnet war, paßt eine Beobachtung Wilhelm Fugmanns, der im Gespräch mit Dimitri Lehner meinte: „Er war ein eitler Mensch [...] Er hat sich [...] gerne gesehen [...] Er hat etwas darauf gegeben, gut auszusehen. Natürlich wirkt das auf Bildern, wenn er sehr aufrecht darstellt, er steht so: ‚Wer bin ich?‘“. Man kann sich bei der Betrachtung von Abbildung 19 in diesem Buch selbst einen Eindruck davon machen, was Wilhelm Fugmann damit meint.

Alltagsleben

Der Alltag der Missionarsfamilien am Huongolf bestand keineswegs nur aus geistlichen Werken. Zunächst mußte das Lebensnotwendige herangeschafft und erarbeitet werden. Sämtliche Familien waren Selbstversorger, wozu allerdings die Einheimischen einiges beitrugen. Martha Horn erläutert:

„Die Missionare waren auf den Stationen fern ab von allem und waren auf sich selbst gestellt, mußten sich selbst versorgen, d.h. die ganzen Tiere halten. Wir hatten z.B. Kühe und Pferde zum Reiten; wir mußten ja auf eine andere Station kommen; dann Hühner, Enten, Schweine, das war alles da. Aber ich meine, die Hauptarbeit haben die Eingeborenen gemacht, vor allem bei den Großtieren. Hühner und die anderen, da kann ich mich schon erinnern, daß meine Mutter gestreut hat.“

Allerdings hatte erst die zweite Generation der Missionarsfamilien, zu der auch Stephan Lehner und seine Frau gehörten, melanesische Hausmädchen. Lange Zeit hatten die Einheimischen Angst vor den weißen Missionaren gehabt und sich nicht in deren Häuser getraut. Das Dienstverhältnis der Hausmädchen war, wie Hedwig Herwig erklärt, zugleich ein Ausbildungsverhältnis: „Wir haben auch junge Mädchen gehabt, aus dem Dorf und haben sie angeleitet in Hauswirtschaft und auch in biblischer Geschichte. Auch Nähen haben wir ihnen beigebracht. Die konnten dann ihre eigenen Blusen selber nähen.“ Dem – freilich nicht ganz uneigennützigen – pädagogischen Aspekt der Beziehung stellt Imma Zimmermann heraus: „Die [deutschen] Frauen haben den Haushalt gemacht, und die sollten die schwarzen Mädchen erziehen und ihnen Haushalt und Kochen beibringen, damit die ihnen dann eine Hilfe wären.“

Der Sohn eines Dienstmädchen der Lehners berichtete in späteren Jahren meiner Gesprächspartnerin Elisabeth Rau während eines Besuches in Deutschland, er sei als ein Junge von kränklicher und schwächlicher Konstitution von Stephan Lehner und seiner Frau gepflegt und medizinisch betreut worden. Er äußerte sich sehr gerührt, als er Gegenstände aus Lehners Privatbesitz gezeigt bekam und sagte bei der Gelegenheit: „Und jetzt bin ich sozusagen ein Arzt geworden und ich bin dem Missionar sehr dankbar. Der Missionar Lehner ist mein Missionar.“

Eine weitere Facette der gesellschaftlich-geschäftlichen Beziehungen zwischen den Missionarsfamilien und den Melanesiern beleuchtet Hedwig Hertle, wenn sie von dem Handel mit den Einheimischen erzählt:

„Wir haben auch Land gehabt. Das wurde dann auch bebaut. Oder wir haben von den Eingeborenen das Essen gekauft; Bananen gekauft und Süßkartoffeln gekauft, und davon haben wir gelebt [...]. Eine Traube Bananen lag immer vor der Haustüre. Und wenn man da reingegangen ist, rein oder raus, hat man sich eine Banane geholt. Und wenn die Traube leer war, hat man eine neue Bananentraube hingehängt.“

Ein Wort vielleicht zur Erläuterung: Wenn meine Gesprächspartnerin hier mit einiger Selbstverständlichkeit sagt: „Wir haben auch Land gehabt“, so verhält es sich so, daß die jeweiligen Missionarsfamilien bis zum Ersten Weltkrieg in der Regel einer Weisung Johannes Flierls, des ersten Missionars der Neuendettelsauer Mission am Huongolf, folgten, der in einem Brief vom 6. September 1886²⁴ an das Mutterhaus geschrieben hatte:

24 Abgedruckt in „Kirchliche Mitteilungen“ 1886, Nr. 11.; zit. n. G. Pilhofer (1961: 72).

„Die zukünftige Missionarsstation muß in einiger Entfernung von den Dörfern der Eingeborenen angelegt werden. Die Schwarzen würden es nämlich als Eigentumsverletzung ansehen, wenn Weiße sich innerhalb ihres Dorfes oder ihrer Pflanzungen anbauten.“

Dieser scheinbaren Rücksichtnahme auf das Eigentumsbewußtsein der „Schwarzen“ allerdings lag allerdings ein Mißverständnis zugrunde, wie mich Manfred Keitel, Archivar des Missionswerks der Evang.-Lutherischen Kirche in Bayern, Neuendettelsau, aufklären konnte; denn die Melanesier betrachteten durchaus auch solches Land als ihr Eigentum, das brachlag oder sich nicht unmittelbar landwirtschaftlich oder zu Bebauungszwecken nutzen ließ.²⁵

Zum Alltagsleben gehörte auch die ausgedehnte Reisetätigkeit der Missionare. Während deren Abwesenheit blieben die Frauen mit den Kindern auf ihrer jeweiligen Station. Die Reisen der Männer hätten vierzehn Tage und länger gedauert, abhängig davon, ob das Ziel das Innere der Insel oder die Berge waren, berichtet Imma Zimmermann. Der Weg in die Bergwelt hinein war besonders beschwerlich, wie Elisabeth Zwanzger noch weiß: „Berg rauf und Berg runter, ein Tal eingeschnitten, und kaum ist man oben, kommt schon das nächste, tief eingeschnitten; die Mutter hat oft erzählt, der Vater war oft drei Wochen unterwegs und immer zu Fuß“. Imma Zimmermann erweitert dieses Bild von den Reisestrapazen der Männer: „Alles zu Fuß, da gingen ein paar Eingeborene voraus, und wenn da kein Fußpfad war, da mußten sie halt das Gebüsch schlagen; da hatten sie ein Buschmesser. Das war sehr mühsam“.

Martha Horn spricht die Atmosphäre an, die herrschte, wenn die Missionare wieder in ihrer häuslichen Umgebung waren: „Sie haben viel im Haus gearbeitet auch, haben Predigten vorbereitet. Eigentlich war man den ganzen Tag daheim, die Frau auch“. Doch lag, so Martha Horn weiter, ein Großteil der Krankenpflege in den Händen der weiblichen Familienmitglieder:

„Jede Frau hat sehr viel Krankenarbeit machen müssen, da kamen die Eingeborenen her, wir haben ja Bäume um das Haus gehabt, da hat sich die Missionarsfrau mit den Kranken ums Haus gesetzt, Wunden verbunden und Medizin gegeben und so hat man so seine Beschäftigung gehabt.“

25 Mündliche Mitteilung vom 1. Oktober 2003 u. Schreiben vom 25. Februar 2004.

Abbildung 24: Die Missionarstochter Elfriede Strauss, später selbst Krankenschwester, während des Dienstes in Ogelbeng (Region Mount Hagen um 1950)



Die Häuser der Familien wurden auf hohen Zementpfosten gebaut, damit sie vor Termiten sicher waren.²⁶ Sie hatten eine große Veranda, aber mittags, so Martha Horn, sei es draußen zu heiß gewesen, weshalb man sich dann in den Schatten des Hauses zurückgezogen habe.

An den Sonntagen begab man sich auf die Erholungsstation Wario²⁷, wo es, wie Martha Horn sich auch zu erinnern weiß, „sozusagen eine Invasion bei uns“ gab. Oder man traf sich auf dem Sattelberg nordwestlich von Finschhafen, weil dort die klimatischen Bedingungen besser waren als unten an der Küste.²⁸ Beide Erholungsorte wurden allerdings in der Regenzeit nicht aufgesucht. Die Aufenthalte auf Wario und auf dem Sattelberg hatten die meisten Befragten in sehr guter Erinnerung. Überhaupt lässt sich sagen, daß Maja Schuster für die meisten spricht, wenn sie zurückblickend äußert: „In unserer Kinderzeit war das wirklich eine Familie“.

26 Die Häuser selbst waren aus Holz und mit einem Wellblechdach gedeckt.

Bei Erderschütterungen vibrierten die Gebäude. Martha Horn erinnert sich: „Unangenehm waren die Erdbeben. Das weiß ich noch gut. Das ganze Haus hat gewackelt“.

27 Sie lag auf einem Höhenzug, wo Ananas, Kaffee und Tee (zweierlei Sorten) angepflanzt wurden.

28 Es war jeder Missionarsfrau vorgeschrieben, zweimal im Jahr auf dem Sattelberg zu verweilen, um sich von dem tropischen Küstenklima zu erholen.

„Ich kann mich an Krocketspiele erinnern“, sagt Martha Horn und beschreibt diese Freizeitbeschäftigung folgendermaßen: Die „Missionsleute hatten Holzbälle mit solchen Hämtern gehabt, und sie hatten solche Tore aus Draht hingestellt, wo man die Bälle durchtreiben mußte nach bestimmten Regeln“. Imma Zimmermann erzählt eine andere Szene mit Lokalkolorit aus ihrer Kindheit über den Urlaub der Missionare:

„Wir haben auf dem Sattelberg gespielt. Die [Missionarsfamilien] kamen ja in den Urlaub nacheinander. Am Sonntag haben die oft gekegelt. Das war so ein Kegelbaum mit einer Schnur dran, und am Boden, da waren, glaube ich, drei mal drei Kegel, das sind neun Kegel und das mußte man dann so ausschwingen. Und wer dann am meisten Kegel hatte, das wurde dann gezählt. Das haben dann später die Eingeborenen gespielt.“

Für die Kinder war der Umgang mit Tieren am Hause alltäglich. Es wurden Enten und Hühner und in gesonderten Käfigen sogar Spinnen und Schlangen gehalten, die allerlei Insekten, Ungeziefer (Kakerlaken) und Mäuse fraßen. Wenn die Kinder Leguane in der Nähe des Hauses antrafen, durften sie diese nicht anfassen. Außerdem hatte die eine oder andere Familie einen Paradiesvogel, einen Kakadu, Katze(n) oder einen Hund. Mara Wagner sieht noch heute vor Augen, wie der tropische Vogel mit Hund und Katze auf Wario „alle aus einem Teller gegessen“ hatten. Sie kommentiert diese Idylle: „Jeder hatte den anderen akzeptiert, ganz merkwürdig“. Auch habe es auf Wario einen Papagei gegeben, „den Leo“, der den Vater an den Haaren gezogen und alle Bekannten begrüßt habe. Ella Schumacher, die Tochter Lehnners, habe einen Kasuar²⁹ gehabt, einen Vogel, der nicht fliegen kann. „Er war ihr sehr ans Herz gewachsen, und sie war sehr traurig, als er eines Tages von einem Wildtier getötet wurde“, schreibt ihr Sohn Hartmut.³⁰

29 Der Helmkasuar ist der größte Regenwaldvogel der Welt. Im 19. Jahrhundert wurden die ersten Helmkasuare von Australien aus in die zoologischen Gärten Europas gebracht.

30 E-Mail an den Verfasser vom 29. August 2003.

Abbildung 25: Helmkasuar (aus: Brehm 1882: 216-217)



Zu den Tiergeschichten gehört auch, was Ella Schumacher in einem Brief an Elisabeth Rau am 11. November 1985 schreibt: „Ach, was waren wir Kinder viel im Wald, um seltene Schmetterlinge zu suchen, und dieser ‚Goliath‘³¹ gehörte dazu. Ganz selten sah man ihn“. Martha Horn berichtet, daß ihr Onkel Johann Hertle eine große Schmetterlingssammlung besessen habe.

Aber nicht nur Schmetterlinge suchten die Kinder, wenn sie im Freien waren; sondern zu ihren Vorlieben gehörte es auch, an den Lianen zu schaukeln. „Wir sind oft von Baum zu Baum mit Lianen geschwungen“, merkt Elfriede Strauss an, die in ihrem Leben jedoch niemals das Fahrradfahren erlernt hat und mich bei meinem Besuch als 93jährige rüstigen Schrittes auf einem längeren Spaziergang durch Neuendettelsau begleitet.

Hartmut Schumacher, der Enkel Stephan Lehnners, hat von seiner Mutter Ella immer wieder die folgende Geschichte erzählt bekommen:

„Es kam dann natürlich vor, daß Schlangen versuchten, in den Hühnerstall zu kommen. Die Hühner bemerkten die Schlange meist vorher und fingen an, furchtbar zu gackern. Dann ging Stephan mit einem Säbel bewaffnet zu dem Stall, tötete die Schlange und teilte sie schließlich in ‚kleine Häppchen‘, um sie den Hühnern zum Fressen zu geben. So kann’s gehen im Leben.“

31 Eine Schmetterlingsart, die man nur in Papua-Neuguinea findet.

Manchmal schenkte man aber auch eine gefangene Schlange den Melanesiern, die das Geschenk dankbar auch annahmen. So erzählt Martha Horn die Geschichte, wie das aufgeregte Gegacker der Hühner die Aufmerksamkeit der Einheimischen erregt hätte. Diese hatten Marthas Vater aufgesucht und ihm gesagt, daß

„sie die Schlange haben wollten, und gleich anschließend haben sie die dann gekocht, also so Stämme aufgestellt und einen Topf hingehängt, Feuerle gemacht und die Schlange gekocht und gegessen. Und anschließend haben sie dann noch gesungen und getanzt. Mein Vetter, Willy Hertle, hat auch mal an so'nem Schlangenmahl teilgenommen. ‚Schmeckt wie Aal‘, hat er erzählt.“

Hören wir weiter Martha Horn, wie sie von einem Schlangenerlebnis anderer Art berichtet. Hier spricht sie von der Angst der Kinder, mit einem solchen Tier in Berührung zu geraten:

„Und dann kann ich mich noch erinnern, da war ich auf der Schule, auf dem Sattelberg, und da war so ein Klohäuschen und ich geh da so nichtsahnend hin und mach' die Tür auf, und da liegt über dem Klodeckel so'n grüne Schlange zusammengeringelt, und soviel ich weiß, sind die sehr giftig. Und ich hau' die Klotür zu und renn' davon, weil, das wurde uns schon eingebläut: da und da müßt ihr aufpassen.“

Mit einer weiteren Geschichte berührt Martha Horn die Angst der Mütter, die plötzlich bei der Begegnung mit einer Schlange um das Leben ihrer Kinder bangen:

„Als Baby, ein paar Wochen alt, lag ich in meinem Bettchen. Meine Mutter kam rein und wollte nach mir gucken und sieht an meinem Bett eine Riesen-schlange. Sie ist vor Schreck erstarrt, und das war vielleicht auch gut, und hat sich dann ganz leise zurückgezogen und hat gebetet, daß ich mich nicht bewege und die Schlange mich zufrieden läßt. Und sie ist dann auch weitergegangen, die Schlange.“

Die Fenster der Wohnhäuser waren nach den Berichten meiner Gesprächspartner damals mit engmaschigem Draht vor dem Einfall von Schlangen gesichert, um die bedrohlichen Schlangen abzuwehren. Doch boten solche Maßnahmen keinen absolut sicheren Schutz. Jeder, der in Neuguinea gelebt habe, hat seine eigenen Schlangenerlebnisse zu berichten, betont Elisabeth Rau.

Die Kinder der Missionare waren öfters auch mit den einheimischen unterwegs, wenngleich sie, von ihnen getrennt, eine eigene Schule besuchten. Mara Wagner denkt aber auch, wenn sie sich an ihre Kindheit am Huongolf erinnert, an Spiele, die nur den Jungen vorbehalten waren, so daß die Mädchen nur zuschauen durften. Beispielsweise hätten die

Jungen den Kern einer bestimmten Frucht mit Messern so bearbeitet, daß Löcher entstanden. In diese wurden Schnüre gezogen und dann verknotet. Dafür hatten die Jungen einen Kreis gebildet und das so hergestellte Spielzeug in die Mitte geworfen. Durch die Fluggeschwindigkeit hätten die Kerne einen ganz bestimmten Klang erzeugt, „gesungen“, wie Mara Wagner sagt. Am Boden gelandet, hätten die Kerne, vergleichbar mit unseren Kreiseln, „getanzt“. Mit dem Ton leichter Entrüstung sagt sie: „Meine Brüder haben mit der Schuljugend gespielt, und ich durfte nur dastehen und zuschauen. Wenn jemand mit mir spielen wollte, da haben alle aufgehört zu spielen. Als Mädchen durfte man so einen Kern nicht werfen. Das ist die Mentalität“.

Gemeinsam suchten alle Kinder: Jungen wie Mädchen, Weiße wie Einheimische, nach Spinnen. Für die Melanesier war das nichts Ungewöhnliches. Ella Schumacher spricht ihrem Sohn Hartmut gegenüber von einer gewissen Angst, „wenn so große behaarte Tiere gefunden wurden“. Von den Einheimischen seien die Spinnen gefangen, getötet, zubereitet und verspeist worden. In eine ähnliche Richtung geht die Erinnerung Ella Schumachers:³²

„Es hat mir viel Spaß gemacht, den Einheimischen zuzuschauen, wenn diese in den alten Bäumen nach Larven suchten. Diese wurden dann gleich lebendig verspeist, die Schwarzen haben sich dabei immer den Bauch gerieben – es schmeckte offensichtlich gut.“

Wie gut die Erinnerungen der Befragten zurückreichen, zeigt sich an dem Detail des Betelkauens. Das ist eine Gepflogenheit, die auch in vielen Ländern Afrikas und Asiens zu beobachten ist und die stimulierende Wirkung hat. Mara Wagner hatte dieses Tun auch bei den Melanesiern am Huongolf gesehen und beschreibt es so:

„Die Einheimischen haben gerne diesen Betel gekauft. Da haben sie solche Kalkdosen gehabt aus irgendeiner Frucht, die sie getrocknet haben und da war so gelöschter Kalk drin. Und sie hatten da so einen Knochen oder irgendwas und den haben sie da reingetunkt. Da hing Spucke an diesem Ding, und da ist der Kalk hängengeblieben. Und das mußten sie dann mit den Nüssen und gewissen Blättern von irgendeinem Strauch oder Baum dazukauen. Das war so 'n bißchen berauschend und hatte eine ganz rote Brühe gegeben, und das hatten sie ausgespuckt. Und überall da am Boden hat man die Hinterlassenschaften da gesehen [...]. Die haben dann schwarze Zähne gekriegt mit der Zeit und meine Mutter wollte gar nicht, daß wir das anfangen.“

32 Hartmut Schumacher in einer E-Mail an den Verfasser vom 29. August 2003.

Missionare und Melanesier

Als Missionar stand Stephan Lehner im Spannungsfeld zwischen der Aufgabe, den Melanesiern die fremde Religion des Christentums vermitteln zu wollen einerseits und andererseits der Einsicht in die Tatsache, daß es unmöglich und zwecklos gewesen wäre, die alten religiösen Bräuche und Traditionen von heute auf morgen abschaffen zu wollen. In diesem Abschnitt werden solche Stellungnahmen meiner Gesprächspartner referiert, die dieses Problem illustrieren können. Mara Wagner erzählt:

„Die ersten Missionare waren, muß ich sagen, eine besondere Ausgabe. Aber der Onkel Lehner hatte schon eine besondere Gabe mit den Menschen umzugehen. Er ist sehr auf sie eingegangen, hat mit ihnen gelebt, genau wie der Onkel Keyßer auch, und hat wirklich ihre Herzen gewonnen. Das erwirbt man sich nur durch die lange Zeit, wo man dort ist. Da wird man einer der ihren. Aber mir hat mal ein alter Missionar gesagt: „Auch wenn ich hundert Jahre dort bin, ganz werde ich sie nie verstehen. Und ich hab' eben beim Onkel Lehner den Eindruck gehabt, daß er seine Leute wirklich verstanden hat. Das ist auch eine Gabe.“

Hedwig Janner sieht in den besonderen Sprachkenntnissen Lehnners den ausschlaggebenden Grund dafür, daß er für die Einheimischen ein solch großes Verständnis aufbringen konnte. Sie sagt:

„Ihr Urgroßvater hat das Bukaua perfekt gesprochen. Und da ist er natürlich an das Herz der Leute gekommen. Und da hat man natürlich ein anderes Verhältnis, als wenn man das heute über Englisch oder Pidgin macht. Und die haben sich das Herz ausschütten können, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Die Missionare waren zu den Eingeborenen wie strenge, aber liebende Väter. Das ist heute nimmer zu erreichen.“

In seiner Magisterarbeit bezweifelt der in Bukaua aufgewachsene Wesley W. Kigasung allerdings, daß sich Stephan Lehner mit den Melanesiern tatsächlich flüssig verständigen konnte. Denn nach seinen Recherchen stützte sich Lehner in seinen Predigten – wie auch übrigens alle anderen Missionare – auf einheimische „Gehilfen“, was bei „perfekten“ Kenntnissen der Jabêmsprache nicht erforderlich gewesen wäre. Imma Zimmermann weist aber darauf hin, daß es die Pflicht der Neuendettelsauer Missionare war, die Sprache der Melanesier zu erlernen. Es mußte sogar ein kleines Examen abgelegt und eine Predigt in der Regionalsprache gehalten werden. „Da wurde sehr großen Wert darauf gelegt“, ergänzt sie.

Eine weitere Frage betrifft die des menschlichen Umgangs zwischen Missionaren und Melanesiern. Mara Wagner berichtet von Missionar

Zwanzger, dem es offenbar nicht immer gelang, den Einheimischen gegenüber im Ton christlicher Nächstenliebe zu begegnen. Als sie mir die folgende Geschichte erzählte, war Zwanzgers Tochter Elisabeth auch anwesend. Sie verwies entschuldigend auf die schweren Lebensbedingungen der damaligen Missionare am Huongolf und meinte, ihr Vater sei wohl manch-mal an die Grenzen seiner Belastbarkeit gekommen. Mara Wagner erzählt also:

„Der Onkel Zwanzger konnte nicht verstehen, daß die Eingeborenen so langsam arbeiten. Und damals hatte man den Eingeborenen kein Geld gegeben. Man gab ihnen Salz, weil sie Salz in den Bergen nicht gehabt haben, und das haben sie, – das waren ja alles noch Heiden – gekriegt und in Blätter eingewickelt. Und dann hat der Onkel Zwanzger gesagt: ‚Da, du fauler Stinker!‘ Und da [Sie macht die Geste der Salzverteilung mit ihrer rechten Hand nach] hat er gesagt: ‚Fauler Stinker, fauler Stinker‘, die ganze Reihe.“³³

Generell schien den Neuendettelsauer Befragten heute der – um es freundlich zu sagen – gelegentlich recht forsch Umgangston etwas unangenehm zu sein. Man erklärt diese rauhe Verhaltensweise gerne aus pragmatischer Perspektive, wie es auch Maja Schuster tut: „Ging‘ gar nicht anderes“, sagt sie. Jedenfalls ist die Wortwahl Imma Zimmermann bemerkenswert, wenn sie die pädagogischen Schwierigkeiten der Missionsarbeit schildert:

„Die Missionare mußten, wenn es notwendig wurde und die Eingeborenen schlampig waren [...] schon erzieherisch wirken. Das sieht man heutzutage nicht mehr, daß sie erziehen mußten. Denn die hatten ja sozusagen überhaupt keine Manieren [...]. Es gab da diese Hauptkonferenzen, und da hat man seine

33 Mara Wagner hat aber diese Geschichte nicht wegen dieses Inhalts bewahrt, sondern deshalb, weil die Geschichte eine für sie witzige Fortsetzung findet. Während sie weitererzählt, lacht sie mehrmals: „Und dann ist der Onkel Zwanzger ja nach Deutschland gekommen und ein anderer Missionar ist auf dem Sattelberg gewesen. Da ist eine Frau gekommen, und hat gesagt, sie wolle ihrem Kind den Namen Valentinka geben.“ Dieser Missionar habe diesen Namen keinem Land zuordnen können, doch die Frau habe sich nicht von ihrer Idee abbringen lassen. „Und da hat sie überlegt und gesagt: ‚Ich will mein Kind Valentinka nennen‘. Darauf sagte der Missionar: ‚Und warum willst Du dein Kind so nennen?‘. Und da hat die Frau gesagt: ‚Das hat der Missionar Zwanzger gesagt, als er unseren Männern Salz gegeben hat‘“ und zeigte ihm die Geste Zwanzgers, als dieser Salz verteilte. Der Missionar soll ihr dann gesagt haben: „Ich glaub dein Kind wird später einmal sehr trostlos sein, wenn es erfährt wie es heißt. Du kannst doch dein Kind nicht ‚fauler Stinker‘ nennen“ [lacht besonders kräftig]. Dann hat sie ihm einen anderen Namen gegeben.“

Probleme vorgebracht und hat das so allgemein besprochen. Das gab es immer wieder, daß manche nicht so funktioniert haben, von den Eingeborenen meine ich. Aber das ist ja kein Wunder. Die waren ja erst so kurz missioniert worden.“

Wie immer man die „pädagogische“ Verhaltensweise Stephan Lehners und seiner Mitmissionare heute bewerten mag – die Melanesier selbst schienen ihm das, nach allem, was man weiß, nicht verargt und das Vater-Kind-Beziehungsmuster übernommen zu haben. Immerhin gelang es den deutschen Zuwanderern, die Vater-Fiktion bis in die Gegenwart unversehrt aufrechtzuerhalten, wie es aus der Äußerung Wilhelm Fugmanns hervorgeht, der 1994 seinen Gesprächspartner Dimitri Lehner belehrte:

„Die deutschen Missionare waren in ihrem Gebiet die ersten und galten als diejenigen, denen man vertraute. Die Regierung kam erst später. Die erste Berührung mit der Masse der Bevölkerung erfolgte durch die Missionare. Und wer zuerst kommt, ist mein Vater.“

Im übrigen ist jedoch auch viel von der Einfühlsamkeit der Missionare den Einheimischen gegenüber die Rede, und zwar besonders dann, wenn es um die Methoden der Verkündung des Evangeliums ging. Offenbar knüpften die Missionare dabei an melanesische Mythen, Märchen und Geschichten an, um die christliche Botschaft dem traditionellen Erfahrungsschatz zugänglich zu machen. In diesem Sinne berichtet Lissi Schuster von der folgenden Bekehrungsstrategie:

„Ein Missionar erzählte ihnen [den Häuptlingen, die noch nicht missioniert waren], daß Gott da ist und die Menschen geschaffen hat. Sie sagten: ‚Wir haben auch einen Oben-Mann, der auf uns aufpaßt, der macht, daß unsere Schweine viele Junge kriegen, der alles wachsen läßt‘. Haben sie von sich aus gesagt. Da hat mein Mann ihnen erklärt: Ja, das ist Gott, den wir als Gott anschauen. Sie haben das dann angenommen.“

Um die Erlösungstat Christi durch seinen Kreuzestod verständlich zu machen, griff man auf traditionelle melanesische Erzählungen zurück. Eine der Geschichten hatte diesen Inhalt:

„Es gab einen Häuptling, der auf Recht und Ordnung aus war. Da war wieder so ein Tag angebrochen, und es wurden fünf [Melanesier] vorgeführt, die immer wieder ermahnt worden waren und das nie gehalten haben: Der eine hat immer gelogen, der andere hat immer betrogen, der dritte hat Frauen verführt, der vierte hat Land verschoben und der fünfte hat immer Unsinn geredet; also Dinge, die die Gemeinschaft stören. Und da sagte der Häuptling: ‚Also jetzt ist mit den Mahnungen Schluß. Jetzt kommt die Prügelstrafe.‘ Und

die sah so aus, daß jeder vom Stamm an ihnen vorbeiging und sie schlagen durfte. Das haben manche gar nicht überlebt. Und da plötzlich sagte der Häuptlingssohn zu seinem Vater: „Vater, ich bin ja auch verantwortlich für meine Sippe. Kann ich die Strafe übernehmen?“ Da sagte der Vater: „Dann bist Du tot.““

Diese Erzählung wurde von den Missionaren aufgegriffen und mit der Passion des Heilands parallelisiert: „Und das ist der Karfreitag“, bringt Lissi Schuster diese Methode der christlichen Deutung einheimischer Erzählungen auf den Punkt. Auch für den alttestamentlichen Sündenfall fanden die Missionare eine Analogie im Erfahrungshaushalt der Einheimischen:

„Wenn die [Melanesier] ein kleines Baby hatten, das nichts zum Anziehen gehabt hatte, da haben sie nur bestimmte Blätter von einem Baum nehmen dürfen, um das Kind einzwickeln. Das war von einem gesunden Baum, um das Kind zu säubern. Hat aber ein junge Frau ein anderes Blatt genommen, z.B. deshalb, weil der Baum nicht da ist, ist sie getötet worden dort. Weil es Unrecht war. Das kennen wir mit dem besonderen Baum. Was wir als biblische Geschichten haben, hatten die als Märchen.“

In erster Linie ging es darum, das Vertrauen der Einheimischen zu gewinnen: Lissi Schuster betont, daß es ein großes Verdienst der „alten“ Missionare wie Flierl, Lehner und Keyßer war, die Grundlagen für ein solches Vertrauen zu den Weißen bereitet zu haben. Und nach Ansicht Lissi Schusters hat dieses Vertrauen der Einheimischen zu den Missionaren letztlich dazu geführt, daß Dokumente der traditionellen Kultur bewahrt blieben: „Die [Missionare] haben das Vertrauen der Leute wirklich über Jahre hin erworben [...]. Und das ist, glaube ich, ein ganz wichtiger Aspekt: Daß wirklich nur durch Vertrauen vieles von dem früheren Denken, vom kultischen Geschehen erhalten geblieben ist“. Es ist die Überzeugung Lissi Schusters, daß ohne die konservatorischen Leistungen der ersten Missionare die gesamte Tradition der melanesischen Kultur am Huongolf durch Kriege, Modernisierung und Zivilisationsimport für immer verlorengegangen wäre.

Wenn man heute das damalige Verhältnis zwischen Missionaren und Melanesiern zu rekonstruieren versucht, so darf man nicht vergessen, daß bei allen Bemühungen um Empathie doch das Moment wechselseitiger Fremdheit nicht zu leugnen ist. Einerseits betrifft dies die Aufnahme der Neuankömmlinge am Huongolf seitens der Einheimischen; andererseits aber kann man auch den Berichten meiner Neuendettsauer Gesprächspartner noch heute ein gewisses Befremden über das Verhalten der Melanesier entnehmen. Für mich war es höchst bemerkenswert, wie offen etwa Hedwig Janner sich zu ihrem eigenen Ver-

ständnis der dortigen Kunstproduktion bekennt und deren Wert nach ihrer Sehweise („Hexerei“) bemäßt, wenn sie ausführt:

„Die eigenen Kunstwerke waren alle festgelegt. Die Ohren mußten so sein, die Haare mußten so sein, weil sonst der Geist reinrutschen konnte. Das hat mir der David Anam³⁴ mal genau erklärt. Das wurde ja tradiert wie eine Hexerei. Das sind nur ganz bestimmte Familien, die eingeweih wurden. Ein Vater hatte unter seinen Söhnen einen ausgewählt und die wurden dann in die Geheimnisse des Schnitzens eingeweih und das wurde tradiert. Und das mußte ganz bestimmt sein und jeder Stamm hatte auch nur gewisse Sachen schnitzen, also Totentiere und so weiter. Und das war ja praktisch wie ein Safe: Wenn ein bestimmter Stamm eine gewisse Figur hatte und der Mann hängte seinen Netzsack an diese Figur, dann wurde dieser Netzsack nicht gestohlen, weil den sonst den die Ahnen verfolgt hätten, Der hätt' sich das gar nicht nehmen trauen. Also das muß man alles wissen, was da dahintersteckt.“

Vorsichtigerweise hat man als Europäer jedoch anzunehmen, daß man aus hiesiger Sicht niemals „alles wissen“ kann, „was dahintersteckt“. Mit den Worten „verhext“ und „Verzauberung“ erklärt Hedwig Janner sich auch weitere für sie heute noch fremde und etwas verwunderliche Verhaltensweisen der Menschen am damaligen Huongolf:

„Denken Sie mal nach, die haben ja vor Verzauberung derartige Angst gehabt. Die konnten ja nicht zu einem Nachbarn gehen und was essen, weil ein Krümel hätte runterfallen können und in dem Krümel wäre seine Seele gewesen. Und wenn jetzt dort ein Feind war, der sagt, den will ich jetzt mal verbrennen. Der hat sozusagen ihn mit diesem Krümel in der Hand gehabt und ihn praktisch damit Krankheiten anheften können. Das haben die ja geglaubt. Es gab keine natürlichen Krankheiten durch Erkältung. Da war alles verhext. Und diese irrsinnige Angst, die diese Leute hatten, die mußten ja ihre Fußspuren, die sind gar nicht grade gegangen, die haben die Zehen eingeklemmt, damit die anderen nicht wissen, wer da gegangen ist. Ja denken Sie mal, hinter jedem Flußbett war ein Feind mit einem anderen Flußbett. Und dann ist einer von dem einen Flußbett gestorben und dann haben die gerätselt: Wer hat den verhext? Und da konnte es ihnen passieren, daß die in der Nacht ins Dorf kamen, ein Dorf, daß gar nichts davon wußte, in der Nacht überfallen haben und alle totgeschlagen haben. Nur weil sie an diesen Hexenzauber glaubten.“

Es gibt aber auch eine Reihe eigentlich recht amüsanter Begebenheiten, aus denen umgekehrt hervorgeht, wie fremd die Missionarsfamilien damals den Einheimischen erschienen waren. So erinnert sich Mara Wagner:

34 G. Fugmann (1986) hat die Werke dieses Künstlers in einem Buch gewürdigt.

„Wenn ich Ihnen das erzähle, da lachen Sie! Wenn der Missionar auf die Toilette gegangen ist, haben die kontrolliert, ob das Geisterabfälle sind. Da haben sie festgestellt, daß das genauso riecht wie bei ihnen. Die Weißen waren Geister für sie. Wenn sie ihre Feste gemacht haben, da haben sie sich ja mit Kalk mit weiß angestrichen, sind weiße Geister gewesen. Jetzt kommen aber die weißen Geister lebendig her, die brauchen sie nicht mal weiß machen, das war ein kolossal Unterschied für sie.“

Oder Hedwig Janner weiß zu erzählen:

„Meinem Vater ist beispielsweise passiert, daß sie ihn eingesperrt haben in ein Haus und dann sind sie in einen Garten und wollten ihn sozusagen verzehren. Ein junger Bursche [...] hatte meinen Vater befreit und er hat ihm gesagt: ‚Lauf!‘. Und dann ist der gelaufen und hat einen Schuh verloren. Dann haben sie seinen Stiefel gefunden und sich gesagt: ‚Wenigstens haben wir jetzt einen Teil von ihm behalten‘. Den Schuh haben sie dann gekocht und gekocht und der ist net weich geworden. Und dann haben sie gesagt: ‚Ne, der ist so zäh, den brauchen wir net in unseren Kochtopf reintun.‘“

Die Überlieferin dieser Geschichte führt das Verhalten der Melanesier auf „gar keine Erfahrung von den Dingen“ seitens der Melanesier zurück und meint, ihr Vater habe die Schuhe ausziehen sollen, weil die Einheimischen hätten sehen wollen, ob „er Zehen hat wie sie auch“.

Der Kontakt der Melanesier mit den Europäern erfolgte ja im Grunde zuerst weniger auf sprachlicher Ebene, und so kam es zu den sonderbarsten Begegnungen:

„Ja, die haben gedacht: ‚Das sind ja merkwürdige Wesen, die haben keine Zehen, gar keine Füße, weil sie nur diese Stiefel da hatten und mit Kleidern bedeckt waren.‘ Das fanden die höchst interessant. Wenn ich in so ein Dorf gegangen bin, ich mußte immer zur Dunkelheit warten, um mich umzuziehen, auch wenn ich patschnaß war. Denn die Wände waren voller Ritze und in den Ritze waren Augenpaare. Die wollten natürlich sehen, was da jetzt passiert.“

Solche Begegnungen zwischen Fremden hier und Fremden dort waren aber nicht nur harmloser Natur, denn die Bereitschaft zur verständnisvollen Toleranz der Missionare hatte auch Grenzen. Ein ungenannter Missionar wollte oder konnte etwa es sich nicht zumuten, bei einer kulturellen Feier zugegen zu sein, bei der Menschenfleisch verzehrt wurde; so jedenfalls gibt es Mara Wagner wieder:

„In unserem Gebiet war ein Mann gewesen, der hat fünf Menschen totgeschlagen. Ein Missionar, der zu einem Mum-Fest eingeladen geworden war, fragte dort: ‚Wie viele Schweine habt ihr denn geschlachtet?‘, und da sagten sie: ‚Nein, das sind keine Schweine, das ist Menschenfleisch‘. Da ist er aufgestanden und gegangen [...]. Da haben die gewußt, da sind die einver-

standen damit, er ist ein Mann des Friedens, nicht des Totschlags und der Feindschaft, sondern des Friedens [...]. Und das erzählen sich heute noch die Eingeborenen nachts beim Feuer, wenn sie beinander sind, daß der Missionar aufgestanden und gegangen ist.“

Deutlich wird, daß es bei der alltäglichen Arbeit der Missionare nicht nur um die reine Vermittlung des Evangeliums ging, sondern daß darüber hinaus kulturelle und zivilisatorische Standards ihres Herkunftslandes verbreitet werden sollten. So begriffen sie ihre eigene Familienform als ein Vorbild für die Melanesier, das geeignet sei, die Einehe auch dort akzeptabel zu machen³⁵. Ganz generell herrscht im Bewußtsein der Missionarskinder heute noch die Gewißheit, im Kontakt zu den Einheimischen nicht zuletzt Aufklärungsarbeit geleistet und einen Prozeß der Herausführung aus der Unmündigkeit initiiert zu haben. Allerdings hat, wie das abschließende Zitat aus den Berichten Hedwig Janners andeutet, das Konzept der Aufklärung für gläubige Christen auch einige Ambivalenz:

„Ich glaub, die Befreiung von der Abhängigkeit von der Zauberei ist bei den meisten Menschen schon vorhanden. Und da sind sie dankbar drum. Ich glaub, daß es die Eingeborenen als große Befreiung empfanden, daß sie von diesen magischen Dingen befreit wurden. Ich meine, es ist heute noch sehr stark in ihnen drinnen, immer noch. Und ich glaub' auch, das heute viele von uns fast zu viel über Bord geschmissen haben, daß es schon zwischen Himmel und Erde Dinge gibt, die man nicht in der Hand hat.“

Stephan Lehner – ein Häuptling?

Thomas J. Lehner sagt über seinen Großvater:

„Ich bin mir ziemlich sicher, daß Lehner in Bukaua die Rolle eines Häuptlings gespielt hat und daß er anders nicht den Einfluß gewinnen hätte können, den er gehabt hat. Die Errichtung von Hopoi auf dem Berg glich dem Bau einer Burg und war ja auch im Kolonialstil ausgeführt worden. Allerdings ist zwischen einem Häuptling, der sich auf natürliche Autorität und Anerkennung durch sein Dorf berufen kann, und einem, der die Kolonialmacht hinter sich braucht, ein Unterschied.“

Der „Häuptlingsgedanke“, wie ich ihn nennen möchte, wird von dem Enkel Stephan Lehnners anhand dreier Geschichten illustriert, von denen er 1988 am Huongolf erfuhr, wo er Recherchen über seinen Großvater anstellte. Der Inhalt dieser Geschichten wird von keinen der hierauf an-

35 Diesen Hinweis verdanke ich F. Tiesler, ehemaliger Kustos des Völkerkundlichen Museums in Dresden.

gesprochenen Neuendettelsauer Personen bestritten, allerdings ging man auf klare Distanz zu Thomas J. Lehners Deutung.

Die erste Geschichte: Die Schneise

Am Huongolf erfuhr Thomas J. Lehner von seinem Führer und Dolmetscher Wadu, daß er von den alten Bukaua-Leuten gehört habe, der Missionar habe den großen Wunsch geäußert, von seinem 100 Meter über dem Meer gelegenen Sitz in Hopoi aus sein Boot sehen zu können, das an den Strand gezogen ankerte. Deshalb habe er von den Einheimischen eine etwa 500 Meter lange Schneise in den Dschungel schlagen lassen, was, wie Thomas J. Lehner hinzufügt, wahrlich kein Vergnügen für die Melanesier gewesen sein kann.

Für Thomas J. Lehner ist die Anordnung seines Großvaters, diese Rodungsarbeiten gleichsam zu seinem Vergnügen auszuführen, Ausdruck einer gebieterischen Machtgeste. Elisabeth Rau mag das Ganze nicht so ernst sehen und betrachtet es als eine „seiner [Stephan Lehners] Macken“, wie jeder sie habe, setzt dann aber hinzu: „Und das ist natürlich fast eine Ungeheuerlichkeit, die er da gemacht hat, wenn man den Urwald kennt.“ Der Bau der Station Hopoi hat für sie wie für alle Neuendettelsauer Befragten eindeutig den praktischen Grund gehabt, den Moskitos an der Küste zu entfliehen und sich auf der Bergeshöhe niederzulassen, wo die Insekten etwas „weniger schlimm“ waren. Imma Zimmermann weiß noch zu berichten, daß man die Stationen anfangs unmittelbar ans Meer gebaut hatte. „Erst später hat man gemerkt, daß das zu warm ist, so feuchtwarm, und das hält man ja so nicht aus“, sagt sie.

Was nun den eigentlichen Grund für die von Stephan Lehner ins Werk gesetzte Waldschneise anbetrifft, so verhält sich das für die meisten Neuendettelsauer sehr einfach: Es waren Transportwege von der Küste bis zur Station notwendig, und je kürzer die Strecken, desto besser. Elisabeth Zwanzger erinnert sich:

„Wenn dann das Schiff kam, dann hat der Vater die ganze Nacht Post gelesen, hat die Mutter halt erzählt. Da ist er kaum ins Bett gegangen. Ja, das war die Verbindung zur anderen Welt und zur Heimat. Das Schiff war was ganz Wichtiges. Und dann sind die Lebensmittel und alles, was sie bestellt haben, gekommen. Und dann mußten die Träger auf dem Rücken alles hinauf mit Netzen und dergleichen auf die Station tragen und dann mußten sie davon wieder leben.“

Natürlich habe Lehner, so Imma Zimmermann, sich immer sehr gefreut, von der Küste auf sein Schiff hinuntersehen zu können. Und sie erwägt: „Aber da das ja Urwald gewesen ist und daß er sich da den Blick auf die

Küste hat frei machen lassen, das glaube ich gerne“. Aber eine solche Freude am Schauen habe nur im Hintergrund stehen können, widerspricht Maja Schuster energisch: „Das ging nicht ums Gucken. Es ging darum, die Sachen von der Küste rauf zur Missionsstation zu schleppen“.

Man darf also wohl vermuten, daß Stephan Lehner, als er anordnete, die Schneise zu schlagen, das Nützliche mit dem Angenehmen verband: Der neue Weg war praktisch und ließ seinen Blick zugleich frei auf das Schiff fallen. Daß die Angelegenheit aber auch im Kreis der Neuendettelsauer kontrovers gesehen wird, bezeugen die auseinandergehenden Ansichten Imma Zimmermanns und Maja Schusters. Und daß die Frage zudem die Persönlichkeitsstruktur des protestantischen Missionars Stephan Lehner berührt, zeigt die vehemente Verteidigungsrede Maja Schusters, die nicht glauben kann, Lehners primäres Motiv sei die Schaulust gewesen.

Die zweite Geschichte: Die Posaune

Einen Machtgestus seines Großvaters glaubt Thomas J. Lehner auch im allmorgendlichen und allabendlichen Posaunenspiel identifizieren zu können. Er weist darauf hin, daß es auf Hopoi eigentlich „ganz still und leise“ ist und man das Blasen des Instruments „natürlich überall hören“ konnte. So deutet Thomas J. Lehner den Klang von Lehners Posaune als das Signal eines Mannes, der herrschen will:

„Das hat wohl auch irgendeine imperiale Bedeutung: Da mußten alle zum Gottesdienst kommen oder schlafen gehen. Aber das hat ja etwas Imperatives an sich mit dem Posaunenspiel. Der hat das nicht zur musikalischen Pflege gemacht, sondern der hat das eingesetzt in seinem Königreich als ein Signal. Was genau für ein Signal, das könnte ich jetzt nicht sagen.“

Diesem Verständnis möchte man im Kreis der Missionskinder allerdings nicht folgen. Man verweist beispielsweise auf die musikalische Tätigkeit anderer Missionare in Übersee wie die des in Neuendettelsau bekannten Missionars Zahn mit seinem Muschelchor. Über Lehner berichtet sein Gehilfe Kaybing (1982), daß er und seine Gemeinde die im Kriegsjahr 1942 in Bukaua angelndeten Japaner „mit unserem Muschel- und Posaunenchor“ (39) empfangen wurden.

Es besteht also keine Notwendigkeit zu bezweifeln, daß Lehner Freude am Musizieren hatte, und warum soll ihm sein Posaunenspiel nicht auch gefallen haben? Dem steht nicht unbedingt entgegen, daß es Lehner als einem Mann mit ausgeprägtem Autoritätsbewußtsein außerdem behagte, daß der Schall seiner Posaune weithin gehört und mögli-

cherweise auch als Signal seiner Anwesenheit wahrgenommen wurde. Schließlich liegt auch der Gedanke nahe, daß der Missionar Lehner mit seinem Posaunenspiel das Lob Gottes verkünden wollte: Leider wissen wir nicht mehr, welche Melodien da morgens und abends aus seinem Blasinstrument in Hopoi erklangen.

Die dritte Geschichte: Die Revierbegehung

Auch eine dritte Geschichte über Stephan Lehner ist insofern aufschlußreich, als sie nicht nur ein weiteres Licht auf seine Persönlichkeit werfen kann, sondern auch deshalb, weil sie demonstriert, wie ein und dieselbe Angelegenheit von unterschiedlichen Beobachtern manchmal unterschiedlich aufgenommen und bewertet wird.

Thomas J. Lehner berichtet, daß sein Großvater den gerade in Neuguinea angekommenen Missionar Josef Ferdinand Streicher zunächst einmal vier bis fünf Stunden durch sein „Revier“ geführt habe. Der Enkel interpretiert dies als einen Akt imperialer Selbstpräsentation: Lehner habe sich als „Häuptling oder Clanfürst“ darstellen wollen.

Hedwig Janner, auf dieses Ereignis angesprochen, meint hingegen, daß tägliche Fußmärsche von zwei bis drei Stunden durch das eigene Revier an der Tagesordnung gewesen seien, und nicht nur sie, sondern auch ihr Sohn hätten solche Märsche mehrmals hinter sich gebracht. Daher kommt sie zu einem ganz anderen Ergebnis:

„Daß der Lehner den [Streicher] mal „rumgeschickt hat, denk ich, der wollte dem einfach zeigen, was für Laufarbeit auf ihn zukommt, was von ihm erwartet wird, vom Missionar. Mein einer Sohn hat einen Weg meines Vaters nachlaufen wollen, und der sagte: Zwei Schritte vorwärts und einen zurück. Und sie sind oben angekommen, und selbst die fünf Eingeborenen haben gesagt: „Nie mehr. Einmal und nie mehr.“ Aber das war damals der Alltag. Es gab ja keine Möglichkeiten anders an die Orte zu kommen. Die haben ein ungeheueres Laufpensum erledigen müssen, und ich glaub, bis zu einem gewissen Grad wollte er ihm bestimmt auch zeigen: „Du mußt hier laufen, laufen, laufen lernen.““

Die neuen Missionare waren, wie Hedwig Janner es von ihrem Vater zu berichten weiß, von Anfang an zu harter Arbeit und körperlicher Höchstleistung gefordert:

„Mein Vater, der war ja auch bei Ihrem Großvater damals und der hat erst einmal ein halbes Jahr Kühe hüten müssen. Der hat erst einmal einen Stall errichten müssen. Die wurden also rangenommen, die Missionarjungens, damit sie ein wenig praktisch erlernen, wie so eine Station praktisch geführt wurde [...]. Wenn da eine Schule errichtet wurde, mußten sie beim Aufrichten

der Schule mithelfen. Das erste Jahr von so einem Missionar war praktische Arbeit, ganz gewöhnliche.“

Maja Schuster schließt nun allerdings nicht aus, daß Missionstätigkeit manchmal auch als Herrschaftsinstrument mißbraucht wurde: „Das ist eine menschliche Angelegenheit“, sagt sie entschuldigend und fährt fort: „Da gab es immer Leute, die das aus Überzeugung gemacht haben und andere, die andere beherrschen wollten. Ich weiß nicht, was das für Gründe sind“.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Stephan Lehner hin und wieder zu herrischem und selbstsicherem Auftreten neigte, und in dieser Geschichte mag es sich so verhalten, daß er dem Neuankömmling auch beweisen wollte, wie rüstig und gut zu Fuß er war. Das schließt wiederum nicht aus, daß Lehner auf diese Weise dem unerfahrenen Mitmissionar J.F. Streicher sogleich die Strapaze vorführen wollte, die zu jener Zeit auf einen Missionar am Huongolf warten. Man ist auch im Hinblick auf diese Episode der „Revierbegehung“ Stephan Lehners gut beraten, sich beim Urteil über diesen Mann sich nicht zu einem strikten Entweder-Oder verleiten zu lassen.

